

Landesbibliothek Oldenburg

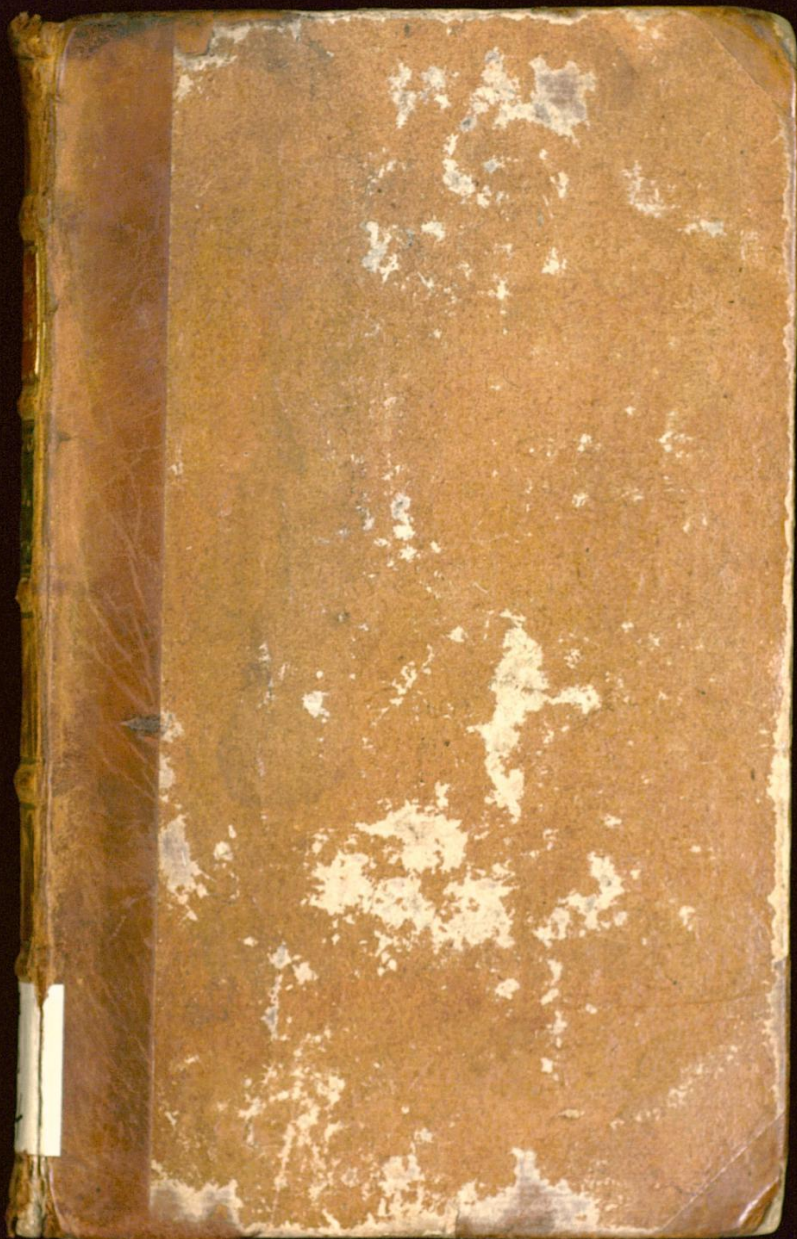
Digitalisierung von Drucken

**Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister
Sebaldus Nothanker**

Nicolai, Friedrich

Berlin [u.a.], 1773

urn:nbn:de:gbv:45:1-424





Gebaldus
Nothanger

I. Band.



Spr XIII

3 b

654

Sprach. XIII

36



FXVI 21. Hainpfer



654:1

131.2



131. 2. 132.



Das Leben
und
die Meinungen
des Herrn Magister
Sebalduß Rothanker.



Erster Band.

Mit Königl. Preuß. Churfürstl. Brandenb. und Churfürstl. Säch-
sischen allergnädigsten Freibeiten.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai.

1 7 7 3.

EX BIBLIOTHECA
OLDENBURGENSI.



Vorrede.

Dobgleich die leidigen Poeten, Komödien- und Romanenschreiber zu glauben pflegen, sie hätten das Leben ihres Helden weit genug beschrieben, wenn sie ihn bis zur Heurath bringen: so sind doch gründliche Gelehrten der Meinung, daß die Begebenheiten nach der Heurath oft viel merkwürdiger sind, als die Liebesbegebenheiten vor derselben. Die Liebesbegebenheiten sind zwar für junge Herren und für junge Jungfern anmuthiger zu lesen; aber gemeiniglich wird diese Anmuth auf Kosten der Wahrheit verschafft: denn die verliebten Scenen werden nicht so wie sie in der Welt vorgehen erzählt; sondern so wie es das Bedürfniß des Dichters, seine Geistesgaben zu zeigen, oder die Leidenschaften seiner



Leser zu vergnügen, mit sich bringt. In dieser wahrhaftigen Lebensbeschreibung hingen, wollen wir nichts der Anmuth oder des Wunderbaren wegen erdichten, sondern alles ganz einfältig erzählen, wie es vorgegangen ist. Es wird uns dazu nicht wenig beförderlich seyn, daß wir das Leben unsers Dorfpastors erst nach seiner Heurath zu beschreiben anfangen dürfen, indem schon ein anderer Verfasser die Liebesbegebenheiten desselben vor der Heurath, in dem bekannten prosaisch-komischen Gedichte **Wilhelmine**, beschrieben hat.

Freilich ist dieser Verfasser ein Poet, und ist daher nicht, wie es einem gründlichen Geschichtskundigen gebühret, beflissen gewesen, eine richtige Chronologie zu beobachten und seine Erzählungen von allen Erdichtungen rein zu erhalten. Es sind daher manche Umstände sehr verdächtig, und er scheint nicht im Stande zu seyn, eine einzige von seinen Erzäh-

Erzählungen, mit ungedruckten Urkunden zu belegen. Daß er der Chronologie nicht genugsam erfahren gewesen, ist offenbar, da er die Heurath des Sebaldus im Jahre 1762, und also, wie aus ächten brieflichen Urkunden zu erweisen, an zwanzig Jahre zu spät annimmt. Er ist hierinn eben so unachtsam, wie sein Mitbruder, der nachlässige Virgil, in dessen Aeneide die verpfuschte Chronologie, von den gelehrtesten Commentatoren, mit vieler Mühe kaum hat in Ordnung gebracht werden können.

In dieser wahrhaften Lebensbeschreibung hingegen, hat man die Zeitrechnung so genau beobachtet, daß man nicht allein das Jahr, sondern auch den Monath und den Tag angeben kann, wenn eine jede Begebenheit vorgegangen ist, und an vollständigen diplomatischen Beweisen wird diese Geschichte keiner andern nachzusehen seyn. Wir haben die Vocation des Sebaldus und seine Absetzungsacte, die

Predigten des Doctor Stauzius, Säng-
lings sämtliche hieher gehörige Gedichte,
Wilhelminens, und Sebalduß, Säng-
lings, Marianens, der Gräfin von ***,
Rambolds und anderer Personen Brief-
wechsel, mit ihren Siegeln und Unterschriften,
ja selbst einige sonderbare ironische Zeichen
des Bauers, der den Sebalduß beherbergte,
in Händen, mit welchen unverwerflichen un-
gedruckten Urkunden wir jedes Wort das wir
gesagt, aufs glaubwürdigste belegen können.

Sie würden im Drucke nur etwan sieben bis
acht Quartbände betragen. Demohingeachtet
können sie bloß aus der Ursach nicht mit der Ge-
schichte zugleich bekannt gemacht werden, we-
gen deren schon so manche treffliche Urkunden-
sammlung ungedruckt geblieben ist; nämlich
wegen des wenigen Geschmacks unsers Jahr-
hunderes an gründlichen Studien. Es ist
dies sehr zu beklagen, aber es ist schwerlich ein
Mittel vorhanden, die Bekanntmachung die-
ser

ser nützlichen Urkunden zu befördern. Wir haben zwar noch einige ob gleich nur schwache Hoffnung, auf den Herren Generalsuperintendenten Pratz in Stade und auf den Hrn. Professor Cassel in Bremen gesetzt. Diese grundgelehrten Männer haben schon so viele tüchtige Bände voll Urkunden zu der Brem- und Verdischen Staats- Schul- und Kirchengeschichte ans Tageslicht gebracht, daß sich manche Leser einbilden, man habe für so wenig interessante Wahrheit, schon viel zu viel uninteressante Beweise erhalten. Wir sind aber dieser Meinung gar nicht, sondern leben vielmehr noch der Hoffnung, daß diese Herren, die beweisenden Urkunden zu unserer Geschichte, als ein Supplement von Urkunden zur Bremischen Kirchengeschichte, durch ihre hebräisch-annalistische Sorgfalt, ans Licht bringen könnten; weil, wie aus der Folge erhellen wird, Sebalbus, in der Nachbarschaft von Bremen, eine Zeitlang herumgewankt hat.



Sollte auch diese Hoffnung fehl schlagen, so wäre der Vorschlag zu thun, daß einmahl irgend eine Gesellschaft der Wissenschaften, einen kritischen Auszug daraus, in einigen Bänden in Großoctav herausgebe, oder wenn auch hiezu alle Hoffnung verlohren wäre, so ist kein anderer Rath, als daß die wenigen gründlichen Gelehrten, welche die diplomatischen Beweise zu untersuchen pflegen, dem Verfasser eben so gut auf sein Wort glauben müssen, als die vielen leichtsinnigen Leser, die die Urkunden doch nicht ansehen, wenn sie gleich den Geschichtsbüchern des breitem beigefügt sind.

Da wir übrigens eine wahre Geschichte zu erzählen haben, so muß man in derselben weder den hohen Flug der Einbildungskraft suchen, den ein Gedicht haben müßte, noch den künstlich verwickelten Plan, den die Kunst-richter, von Theorie und Einsicht erfüllt, den Romanen vorschreiben. Alle Bege-
benhei-

benheiten sind in unserer Erzählung so unvor-
bereitet, so unwunderbar, als sie in der wei-
ten Welt zu geschehen pflegen. Die Perso-
nen welche auftreten sind weder an Stande
erhaben, noch durch Gesinnungen ausgezeich-
net, noch durch ausserordentliche Glücksfälle
von gewöhnlichen Menschen unterschieden.
Sie sind ganz gemeine schlechte und gerechte
Leute, sie stoßen nicht so wie die Romanen-
helden von hoher Imagination, schöner Zu-
gend und feiner Lebensart, und die ihnen zu-
stoßenden Begegnisse sind so, wie sie in dem
ordentlichen Laufe der Welt täglich vorgehen.
Solte bey allem diesem unsere Erzählung
etwas langweilig werden, so trösten wir uns
damit, daß mehrere gründliche deutsche Ge-
schichtschreiber, die die unwidersprechlichsten
Thatsachen in der besten Ordnung erzählen,
das nämliche Schicksal gehabt haben.

Hingegen könnte der Leser vielleicht, durch
die in dieser Geschichte bekannt gemachten Mei-

nungen, in etwas schadlos gehalten werden. Denn da fast jeder Mensch seine eigenen Meinungen für sich hat: so wäre es möglich, daß unter den hier vorgetragenen Meinungen etwas neues und wenigstens in so fern interessantes vorhanden wäre. Der Titel verspricht zwar nur die Meinungen des Magisters Sebal-
dus, aber man könnte deshalb doch in diesem Werke vielleicht auch die Meinungen einiger andern Leute, ja wohl selbst einige Meinungen des Verfassers finden; obgleich, mehrerer Sicherheit halben, nicht gänzlich darauf zu rechnen seyn dürfte, daß alle Meinungen die er erzählt, auch die seinigen wären.

Man beliebe nicht sich zu wundern, wenn es sich etwan ergeben sollte, daß, alles wohl berechnet, in diesem Werke mehr Meinungen, als Geschichte und Handlungen vorkämen. Der ehrliche Sebal-
dus kannte die grosse Welt nicht, die die Engländer high-life nennen. Speculation war die Welt in der

er lebte, und jede Meinung war ihm so wichtig, als kaum manchem andern eine Handlung. Daher ist dieses Werk auch gar nicht für die große Welt, sondern — deutsch heraus zu reden — nur für Gelehrten von Profession geschrieben. Wir hoffen nicht von der halbungeleideten Schöne am Nachttische gelesen zu werden, die indem sie den Grazien opfert, auf Tant mieux pour elle einen schrägen Blick wirft; nicht von dem piruettirenden Petitmaitre, bey'm Aufstehen oder Frisiren, auch nicht wenn er en Chenille mit ungeputzten Haaren und hochaufgebundenem Cadogan von Toilette zu Toilette schwärmt; nicht von dem Hofmanne, der den Wink des Fürsten und des Ministers zu studieren versteht und alle Galatage an den Fingern herbeten kann; nicht von dem Spieler; nicht von der Bühlschwester; nicht von —

Ist aber irgendwo ein hagerer Magister, der das ganze unermessliche Gebäude der Wissenschaft

fenschaften aus einem Kapitel seines ontologischen Compendiums übersieht; ein feister Superintendent, der alle Falten der Dogmatik aufhebt, worinn eine Keßerey verborgen seyn könnte; ein weiser Schulmann, der über Handel Manufacturen und Luxus, Programmen geschrieben hat; ein Student mit der Kennermine, der auf Universitäten die Kunst aus dem Grunde studiert; ein belesener Dorfpastor, der die Statistik verbessern will, und über die politische Regierungskunst gelehrte Rathschläge geben kann; — so mögen sie hinzutreten und sich an dem Mahle weiden, welches hier ihrem Geiste aufgetischt wird.

Dies ist wenigstens die Gattung Leser die wir uns gewiß versprechen, ob wir aber auch Leser anderer Art erhalten werden, ist eben so ungewiß, als das Schicksal überhaupt, welches dieses Werk und dessen Verfasser zu erwarten haben. Freilich ist zu vermuthen, daß durch viele Erzählungen, Spaltungen in
der

der Kirche erregt werden möchten, und daß man in verschiedenen Meinungen, Abweichungen von den allgemeinen symbolischen Büchern, und von den besondern formulis committendi einzelner Kirchen entdecken könnte. Man wird vielleicht daraus schließen, daß der Verfasser das Staatsrecht nicht verstehe, und daß er im Kirchenrechte gefährliche Neuerungen einzuführen zur Absicht habe. Man wird sich vielleicht ins Ohr rauen, daß er verschiedene Gelehrsamkeit nicht für Gelehrsamkeit, verschiedene Gelehrten nicht für gelehrt, und verschiedene berühmte Leute nicht für berühmt halte u. s. w.

Man könnte ihn sonach etwa zum Scheiterhaufen verdammen, in den Bann thun, in eine Festung schicken, oder auch ein Buch wider ihn schreiben, ein Pasquill wider ihn machen, oder ihm in einer Recension beweisen, daß er kein gutes Herz habe, sondern ein hämischer und boshafter Mensch sey.

Doch

Doch vielleicht könnte auch von allem diesem nichts geschehen. Vielleicht liest niemand dieses Buch, niemand findet etwas besonders darin, und es erregt vielleicht bloß die vorübergehende Aufmerksamkeit eines Gewürzkrämers, der schon bey sich überdenkt, welche dauerhafte Caffedüten aus dem haltbaren Papiere könnten gemacht werden.

Es dürften sich auch wohl einige wenige Leser finden, die sich an dem Leben des Gebaldus, bloß weil er ein ehrlicher aufrichtiger Mann ist, eine Viertelstunde ergötzen, oder von seinen Meinungen Gelegenheit nehmen möchten, über gewisse Materien weiter nachzudenken; da dies aber offenbar bey weitem die kleinere Anzahl seyn kann, so werden sie eben nicht in Anschlag kommen.

Erstes

Erstes Buch.

Erster Abschnitt.

Der Pastor Sebalbus und die schöne Wilhelmine, brachten die ersten Monate nach ihrer Verheirathung, welche sonst andern neuverehlichten Paaren die Zeit einer girrenden Zärtlichkeit zu seyn pflegen, vielmehr in einer Art von Kälte und Verlegenheit zu. Sebalbus bemerkte einen Abstand zwischen seiner landmännischen Treuherzigkeit, und den feinen Hofmanieren seiner vornehmen jungen Frau. Er konnte sich noch nicht recht darinn schicken, mit ihr als mit seines gleichen umzugehen. Wilhelmine, auf ihrer Seite, konnte den wohlgeputzten Hof, den sie verlassen hatte, nicht so geschwind vergessen. Das Andenken der Pracht der von der Firniss abgelegten Kleider, in der sie sich oft der gaffenden Menge der Hofen und Kammerdiener gezeigt hatte, verleibete ihr ihren ländlichen aber neugemachten

Erster Theil. 2 ten

ten Anzug. Es war ihr sogar verdrüsslich, daß sie ferner nicht Aufwartung machen, und sich vor höhern Personen tief verneigen sollte. Das Glück unabhängig zu seyn, schien ihr Erniedrigung. Die ungekünstelte Schönheit der Natur, die sie auf dem Lande vor sich hatte, konnte sie noch nicht wegen des Glitzerstaats der Kunst, den sie nun nicht mehr erblickte, schadlos halten. Sie erinnerte sich mit Sehnsucht der glänzenden Scenen von Bällen, Concerten und Schlittenfahrten, die sie oft — angesehen hatte, noch mehr des gnädigen Kopfsiegens der Fürstin, durch das sie zuweilen unter der Menge gaffenden Hofgesindes war hervorgezogen worden. Sie that bey jeder Gelegenheit kleine Reisen in die Stadt, und unterließ nicht, ihre Aufwartung bey Hofe zu machen. Sie merkte aber gar bald, daß man sich am Hofe um die nicht bekümmert, die man nicht braucht, und daß ihre Stelle von andern eingenommen war. Dies kostete ihr zwar manche Thräne, war aber doch die erste Ursach, daß ihr ihr izziger Zustand erträglicher vorkam, und daß sie anfieng, die guten Gesinnungen ihres Sebaldis einzusehen, welche zu bemerken, sie bisher durch sein unmodisches Kleid und durch seine ungepuderte Perücke war verhindert worden. Sie erwiederte seine Liebkosungen mit freundlichen Blicken, er

kam

kam ihr mit Freundschaftsbezeugungen zuvor. Aus diesem Wechsel von Gefälligkeiten, entstanden bey beiden Empfindungen einer Glückseligkeit, die sie vorher noch gar nicht gefühlt hatten.

Von dieser Zeit an, vergaß die schöne *Wilhelmine* völlig den Hof, und ward ganz eine Landwirthin. Vorher hatte sie nur zu gehorchen gewußt, nun begann sie zu regieren. Es kostete ihr einige kleine Liebeskosen, so fieng *Sebaldu*, der bisher als ein halber Wilder gelebt hatte, an, sich fleißiger den Bart zu putzen, und nicht so viel Federn auf seinem schwarzen Rocke zu leiden. Durch gleiche Freundlichkeit, erstreckte sie bald ihre Herrschaft auf ihre Nachbarn, die sie bisher durch ein gnädiges Hoflächeln weggeschencket hatte. Nun erwarb sie bald derselben Vertraulichkeit, ertheilte den Wohlhabenden guten Rath, den Armen Almosen, und ward in kurzer Zeit im Kirchspiele eben so beliebt, als ihr Mann schon vorher gewesen war.

Diese Liebe hatte sich *Sebaldu* durch die Sorgfalt, die er für seine Gemeine trug, erworben. Er war in den Häusern seiner Bauern als ein Vater und als ein Rathgeber willkommen. Nie ließ er es dem Bekümmerten an Trost, nie dem Hungrigen an Laßsal fehlen. Er war von allen häuslichen Vorfällen



unterrichtet, nicht, weil er in das Hausregiment der Layen einen Einfluß zu haben suchte, sondern weil er von ihnen bey allen ihren Verlegenheiten um Rath, bey allen ihren Zwistigkeiten um Vermittelung ersucht ward. Er war gewohnt, in seinen Predigten nicht auf die Laster zu schelten, aber wenn ein Laster in der Gemeine verübt wurde, pflegte er, ohne desselben zu gedenken, die entgegengesetzte Tugend einzuschärfen. Daher richtete er seine Predigten auch mehr nach den Bedürfnissen seiner Gemeinde als nach der Folge der Evangelien ein. Er hat wohl eher über das Evangelium vom Zinsgroschen: von den Vortheilen eines mässigen und nüchternen Lebens gepredigt, bloß weil sich kurz vorher ein paar Bauern in der Schenke betranken hatten. Als er einst vergeblich versucht hatte, zween Bauern, die in offener Feindseligkeit lebten, zu vergleichen, und von dem einen hart mit Worten war angelassen worden, predigte er am Tage St. Stephani des Märtyrers: von der ersten Pflicht wahrer Christen, ihren Nächsten zu lieben, und gedachte der empfangenen Scheltworte nicht, ob ihm gleich die Worte des Evangelium: Jerusalem, die du tödtest die Propheten und steinigest, die zu dir gesandt sind, die schönste Gelegenheit dazu gegeben hätten.

Zu beklagen war es freilich, daß dieser sonst gut-
herzige Mann, und der beym Antritte seines Amtes
auf die symbolischen Bücher geschworen hatte, in sei-
nem Herzen nichts weniger als orthodox war. Ueber
das athanasische Glaubensbekenntniß hat er zwar sich
niemals erklärt, nur weil er anstatt des Liedes:
Wir glauben all an einen Gott &c. welches sonst
alle Sonntage in seiner Kirche war gesungen worden,
oft ein geistliches Lied von Gellerten singen ließ, war
er bey einigen vielleicht allzubrüstigorthodoxen Land-
predigern in der Nähe, nicht in allzugutem Geruche.
Ueber die Lehre von der Genugthuung aber äußerte
er bey Gelegenheit viele Zweifel. Er verschwendete
(ohne Cregeße, von der er wenig hielt) viel philosophi-
sche Spitzfindigkeit, um dieser Lehre eine bessere Form
zu geben; denn er war ein eifriger Anhänger der
Crusiuschen Philosophie, welche unter allen andern
Philosophien am geschicktesten scheint, die Theologie
philosophischer, und die Philosophie theologischer zu
machen. Am meisten aber ging er in der Lehre vom
tausendjährigen Reiche und von der Ewigkeit der
Höllenstrafen von der Dogmatik ab. Er glaubte das
erstere steif und fest, und von der letztern hatte er
sich nie überzeugen können. Er glaubte, daß in dem
himmlischen Jerusalem alle Gottlosen fromm werden
würden.



würden. Diese tröstliche Hoffnung hatte er aus einem fleißigen Studium der prophetischen Bücher der Schrift, besonders der Apocalypse geschöpft, welches Studium er schon seit langen Jahren mit unablässigem Eifer getrieben hatte. Er war auf eine sehr sonderbare Weise darauf gekommen, diese Bücher vorzüglich zu studieren. Er hatte sich schon in seinen jüngern Jahren, durch sorgfältiges Nachdenken überzeugt, daß der Willen Gottes, der unsre irdige und zukünftige Glückseligkeit bestimmt, wenn auch Gott für gut befunden habe ihn besonders zu offenbaren, dennoch auch nothwendig durch Vernunft müsse eingesehen werden können, und mit der Vernunft übereinstimmen müsse. Die einzige Offenbarung, die uns etwas ganz unbekanntes entdecken könnte, worauf die bloße Vernunft nie gefallen seyn würde, glaubte er, sey die prophetische Offenbarung von zukünftigen Dingen. Nachdem er also bey sich über den Werth aller dogmatischen und moralischen Wahrheiten einig war, indem er keine dogmatische Wahrheiten für nöthig und nützlich hielt, als die auf das Verhalten der Menschen einen Einfluß haben, und sich mehr angelegen seyn ließ, alle moralische Gesetze Gottes auszuüben, als sie zu zergliedern oder zu umschreiben; so hatte er sich ganz dem Studium der prophetischen

prophetischen Schriften gewidmet. Jeder Mensch hat sein Steckenpferd, und Sebalbus hatte die Apokalypse dazu erwählet, welches er auch, seine ganze Lebenszeit durch, vom Montage bis zum Freytage fleißig ritt. Nur der Sonnabend, wenn er sich zu seiner Predigt vorbereitete, und der Sonntag, wenn er sie hielt, war moralischen Betrachtungen gewidmet. Denn so sehr er auch die Prophezeeyungen der Untersuchung eines scharfsinnigen Kopfes würdig hielt, so wenig glaubte er, würden seine Bauern davon verstehen oder nützen können, und es war sein unwillkürlicher Willen, seinen Bauern nichts zu predigen, als was ihnen sowohl verständlich, als nützlich wäre.

Er hatte mit vielen seiner wohllehrwürdigen Amtsbrüder, denen er sonst in so vielen Stücken unähnlich war, dennoch eine besondere Aehnlichkeit. Man sollte kaum glauben, daß viele Landprediger, die den Sonntag mit lauter Stimme das Gesetz predigen, und die Ungläubigen und Keßer, mit starken Ausrufungen und Citationen aus dem Grundtexte, so fein zusammenzutreiben wissen, eben die Männer wären, die man die ganze Woche über, als dickstämmige Pächter, wilde Pferdeabändiger, drolligte Trinkgesellschaften, und vorsichtige Wucherer gesehen hat.



Eben also, wenn man, des Sontags den einfältigen, allen Bauern verständlichen Vortrag des Pastor Sebaldus hörte, so hätte man sich kaum vorstellen sollen, daß dis der grundgelehrte Mann sey, der alle Commentarien über die prophetischen Bücher durchstudirt hatte, der alle alte und neue Prophezeungen nebst ihren Erfüllungen und Nichterfüllungen auf ein Haar wußte, der Vorbilder und Gegenbilder, wie Schachtel und Deckel zusammenpassen konnte, dem keine Meinung der Mystiker und Gnostiker entgangen war, der Buchstabenjuffern und Jahrwochen, prophetische Zeitjirkel und abgekürzte Abendmorgen, bildliche Geschichte und weiffagende Träume, nebst der ganzen Kabbala und dem Buche Raja Nehemna gänzlich inne hatte, und aus diesem reichen Stoffe mit Hülfe der Crusiusischen Philosophie, die feiner als die feinste Nadel zugespitzt, die einfachsten Begriffe zertheilen, und sogar die beiden Seiten einer Monade von einander spalten kan, eines der scharfsinnigsten Gewebe von Prophezeungen aus der Apokalypse gezogen hatte, dem, Crusius unumstößliche Hypomnemata der prophetischen Theologie, Bengels unwidersprechliche Auflösung der apocalypischen Weiffagungen, Don Isaac Ubarbanel's Majaneh Jeschuah und Michaelis unwiderlegliche Erklä:

Erklärung der siebenzig Wochen, zwar vielleicht an Nichtigkeit und Wahrheit, aber gewiß nicht an Neuheit, Scharfsinn und sinnreicher Aufklärung der dunkelsten Bilder zu vergleichen sind.

So wie die meisten großen Begebenheiten, aus sehr geringfügigen Ursachen zu entspringen pflegen, so ging es auch derjenigen Hypothese über die Apokalypse, auf die sich Sebalbus am meisten zu gute that. Wilhelmine war, als sie vom Hofe kam, sehr französisch gesinnet, sie sprach und laß gern französisch, sie ließ sich sogar merken, daß sie nichts eifriger wünschte, als einmahl in ihrem Leben Paris zu sehen, und warf es ihrem Mann mehr als einmahl vor, daß er gar nichts von französischer Artigkeit an sich hätte. Nun fügte es sich unglücklicher Weise, daß der ehrliche Sebalbus schon vorher an allem, was französisch war, einen überaus großen Misfallen hegte. Es war ihm von Jugend auf in der Schule ein herzlicher deutscher Haß gegen die Krone Frankreich eingeprägt worden, man hatte ihm oft wiederholt, daß sie nebst dem leidigen Türken der Erb- und Erzfeind von Deutschland sey, daß sie den Kaiser und Reich so oft bekrieget, und ganze Provinzen von dem deutschen Reiche sabgezackt habe. Da nun Frankreich außer dem vielen und öftern Unheil, das es auf deutschem Boden



angerichtet hatte, sich auch gar in des Sebalduß Hausangelegenheiten mengte, (denn er ließ sich nicht ausreden, daß bloß die Liebe zur Französischen Sprache Ursach sey, daß ihn Wilhelmine nicht so herzlich liebte, als ers wünschte), so verdoppelte sich sein Haß gegen alles was französisch war. Weil er nun sonst kein Mittel sahe, seinen Unwillen auszulaßen, so wandte er sich mit Ernst zu seiner allgemeinen Zuflucht, der Apokalypse, und forschte nach, ob denn in diesem Magazine von Weissagungen, nicht eine Weissagung wider die Franzosen enthalten seyn sollte.

Es hat einer von den zweyhundert schwäbischen Theologen, die die Offenbarung Johannes erklärt haben, es als einen sichtbaren Beweis der wirklichen göttlichen Inspiration dieses Buchs angegeben, daß man alles darin finde, was man mit aufrichtigem Herzen darin suche. Dis erfuhr auch Sebalduß. Denn da er die Apokalypse mit einem Seitenblicke auf Frankreich las, so glaubte er gewisse bisher geheime Bilder in der unstreitigsten Klarheit zu sehen, und er überzeugte sich gänzlich, daß ein großer Theil der Offenbarung Johannes, nichts als ein Compendium der französischen Geschichte wäre, das vor dem Sainault und Mezeray nur den einzigen Vortheil habe, daß es etwas über tausend Jahre eher geschrie-

geschrieben worden, als die Begebenheiten sich zuge-
tragen hätten. Er war fest versichert, daß die große
Babylon im XVIIten Capitel, weder die Stadt Rom
noch die Freymäureren, sondern die Stadt Paris an-
deute. Die Bedeutung der beiden Thiere im XIIIten
und XVIIten Kapitel, konnte er aus dem P. Daniel
erläutern, den er deshalb ausdrücklich, nach der latin-
bergischen Uebersetzung, durchgelesen hatte. Die Ent-
deckung aber, worauf er sich am meisten einbildete,
war, daß die Zahl des ersten Thieres 666 oder $\chi\chi\chi$,
die Jesuiten bedeuete, deren Verjagung aus Frank-
reich, er wirklich einige Jahre eher wußte, als der
Herzog von Choiseul daran gedacht hatte. Nebenher
war er auch versichert, daß das Bächlein im Xten
Capitel, daß im Munde süß war wie Honig, und
hernach im Wauche grimmete, offenbar auf die viele
schläpfrige sittenverderbende französische Duodez-
bände gedeutet werden müsse, die wir Deutschen mit so vie-
ler Begierde lesen. Alle diese und mehrere neue Ent-
deckungen über die Apocalypse, samlete er in einem
großen Werke, an dem er unablässig arbeitete.

Freilich hatten diese gelehrte Bemühungen, nicht
ganz den Beifall der schönen Wilhelmine. Sie
warf sich zwar, nachdem sie den Hof gänzlich verlas-
sen, in die Literatur, so wie sich die vom Hofe ver-
wiesenen

wiesenafranzösischen Damen in die Devotion werfen; aber diese Litteratur war von der, die Sebaldus trieb, Himmelweit unterschieden. Wilhelmine war eine süße Verehrerin der schönen Wissenschaften, wovon Sebaldus ganz und gar nichts verstand. Sie hatte alle gute deutsche und französische Dichter fleißig gelesen, und führte in der Conversation nicht selten Stellen daraus an. Im Urtheile über den Werth der Romanen, war sie das Orakel der ganzen Gegend. Sie war aber auch in der ganzen Gegend die einzige, die alle unsre besten neuern Dichter, ganz frisch von der Presse, und die Bremischen Beiträge, die Sammlung vermischter Schriften, und die Briefe die neueste Litteratur betreffend, stückweise kommen ließ. Von ihr erhielten sie die wenigen gnädigen Fräulein, die Landprediger und die Conrectoren in den benachbarten kleinen Städten, die noch in der dortigen Gegend unsere schönen Geister des Lesens würdigten.

In der Philosophie waren Sebaldus und seine Wilhelmine noch weit mehr von einander unterschieden. So sehr er ein eifriger Crusianer war, eben so sehr war sie aus allen Kräften der Wolfischen Philosophie ergeben. Sie hatte Wolfs sämtliche deutsche Schriften gelesen, besonders aber wußte sie desselben
 kleine

Kleine Logik auswendig. Wenn eine von ihren Freundinnen sich den Geschmack bilden wollte, so pries sie derselben das zehnte Kapitel wie man von Schriften urtheilen soll, nebst dem eilften an, wie man Bücher recht mit Nutzen lesen soll. Der **Crusius** Philosophie war sie von Herzen gram, welches auch kein Wunder war, weil sie sich niemals hatte überwinden können, eine einzige von den Schriften des Hochwürdigen Mannes zu lesen. **Sebaldu**s gab sich oft alle mögliche Mühe, sie dahin zu bringen, daß sie nur wenigstens **Wüstemanns Compendium der Crusiuschen Philosophie** durchlesen sollte, welches er für eine nahrhafte Milch für unmündige Philosophen hielt. Umsonst! Sie legte es, nachdem sie sechs Seiten durchgelesen hatte, mit Verachtung aus der Hand, und war und blieb eine **Wolfianerin**.

Es ist leicht zu begreifen, wie die Philosophie der schönen **Wilhelmine** zuweilen eine kleine Unordnung im Hauswesen habe verursachen können, und wie möglich es gewesen, daß ein neuangekommenes Stück der **Litteraturbriefe** der zureichende Grund seyn können, daß der **Reißbren** anbrennen mußte. Solche kleine häusliche Widerwärtigkeiten störten aber keinesweges die beiderseitige Zufriedenheit. Da **Sebaldu**s
gemel,

gemeiniglich zu eben der Zeit über ein Gesicht aus der Apocalypse geschwitzt hatte, so schmeckte er entweder den Fehler der Speiße nicht, oder nahm ihn ganz gut herzig auf sich, weil er glaubte, er habe auf sich allzu lange warten lassen. So gebiert das Bewußtseyn eigener Schwachheiten Toleranz, und Toleranz gebiert Liebe.

Im Anfange freilich verursachten, die sich gerade entgegen gesetzten gelehrten Meinungen beider Eheleute, unter ihnen manchen heftigen Zwist, so bald aber nur die beiderseitige Zuneigung stärker geworden war, so konnten die verschiedenen Meinungen nicht mehr den Wachsthum ihrer Liebe hindern. Auf die Philosophie, über die sie sich so oft ohne Erfolg gestritten hatten, ließen sie sich ferner gar nicht ein. Dagegen ließ sich Sebaldus zuweilen gefallen, von Wilhelmine ein Stück aus einem neuen deutschen Schriftsteller vorlesen zu hören, (denn wider die französischen Schriften hatte er sich allzu deutlich erklärt, als daß sie sich derselben zu erwähnen getrauet hätte,) Wilhelmine war auch zuweilen so gefällig, von ihrem Manne ein Stück seiner neuen Erklärung der Apocalypse mit Parallelstellen aus P. Daniels Geschichte bestärkt, sich vorlesen zu lassen. Sie rief wohl zuweilen aus: „sinnreich! wirklich sehr sinnreich!“ Mit diesem

diesem Beifalle war er vergnügt wie ein König. Er ließ ihn auch nicht unbelohnt. Er setzte sich ans Clavier, und spielte ungebeten einige der Oden mit Melodien, von denen er wußte, daß sie seiner Frau am angenehmsten waren. Wilhelmine sang mit frohem Herzen dazu, und gewöhnlich war ein solcher Auftritt eine reiche Quelle guter Laune für diesen und einige folgende Tage.

Gegen das Ende der ersten neun Monate ihres Ehestandes, ward er mit einem Sohne gesegnet, dessen sich der Hofmarschall aus alter Bekanntschaft besonders annahm. Er ließ ihn oft zu sich in die Stadt holen, beschenkte ihn, und konnte lachen, daß ihm der Bauch schüttelte, wenn der Junge, der von seiner ersten Jugend an versprach, einst ein durchtriebener Kopf zu werden, einen Umstehenden in die Waden zwickte, oder sonst jemand einen kleinen Schabernack anthat. Als der Knabe sechs Jahr alt war, so nahm er ihn ganz zu sich, so, daß er seitdem seine Kestern nur selten zu sehen bekam. Im vierzehnten Jahre war der Knabe so weit gekommen, daß er die muthwilligen Neckereien, die der Hofmarschall so oft in seiner ersten Kindheit an ihm bewundert hatte, auch an seinem Wohlthäter selbst auszuüben anfing. Dieser machte sich also nicht so viel daraus, einen Knaben ferner um sich zu haben, dessen

dessen Witze er zwar Beifall gab, wenn er andere
 Hohnnecke, aber nicht, wenn er sich auch an ihn, den
 Hofmarschall selbst, wagte. Er besann sich, daß er
 einen guten Freund hatte, der Curator über eine etwa
 25 Meilen entlegene Fürstenschule war, in derselben
 verschafte er dem jungen Nothanker eine Freystelle.
 Als der Knabe in derselben sechs Jahre verharret hatte,
 und es nun Zeit schien, ihn auf Universitäten zu brin-
 gen, verschafte er demselben durch gleiche Protection
 zwey Stipendien auf einer berühmten Universität.
 Weil nun zwey Stipendien einträglicher waren, als
 eins, so konnte der junge Nothanker auch seine Stu-
 dien mit viel glücklicherm Erfolge fortsetzen, als sonst
 ein armer einfacher Stipendiat hätte thun können.
 Er studierte also nicht allein in den Collegien, sondern
 auch in den Caffehäusern, bey den Jungemädgen, in
 den Dorfschenken, und überhaupt cavaliermäßig in
 der großen Welt. Er machte auch Verse und Sati-
 ren, wodurch er denn bald ein Mitglied der deutschen
 Gesellschaft des Ortes ward. Von der Philosophie
 machte er Profession, und setzte sich schon in seinen
 Studentenjahren vor, in derselben einst große Verän-
 derungen vorzunehmen, in der philosophischen Kritik
 aber war er so stark, daß er den Longin und Soma,
 immer beym dritten Worte citirte. Diese Nachrichten
 erfreue,

erfreuten **Wilhelminen** ungemein, welche ihn als ihren würdigen Erben ansah, obgleich **Sebaldu** ein wenig darüber den Kopf schüttelte, und die Hoffnung, die er sich seit zehn Jahren gemacht hatte, ihn zum Adjunkte seiner Pfarre zu bekommen, beinahe aufzugeben anfang.

Etwa sechs Jahre nach der Geburt des Sohnes, eben als die Zuneigung zwischen **Sebaldu** und **Wilhelminen** zur wärmsten Zärtlichkeit gestiegen war, wurden sie mit einer Tochter erfreut, die den Namen **Mariane** bekam. Sie war von ihrer ersten Jugend an, der Gegenstand der väterlichen und mütterlichen Zärtlichkeit. Besonders wendete **Wilhelmine** ihre ganze Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Tochter. Sie unterwies sie in allen weiblichen Arbeiten und in der französischen Sprache, ihr Vater war ihr Lehrer in der Geschichte und Erdbeschreibung, und beide vergaßen nichts um den Geist und das Herz dieser geliebten Tochter zu bilden. Als **Mariane** sechszehn Jahre alt war, hatte sie die besten deutschen und französischen Schriftsteller gelesen. Wenn ihre häuslichen Geschäfte geendigt waren, so war ihr Amt, wechselsweise ihrer Mutter vorzulesen, oder auf dem Claviere zu spielen, worauf ihr Vater ihr erster Lehrer gewesen war, und ihr eigener Fleiß sie zu mehreren

Erster Theil. D rerer

rerer Vollkommenheit gebracht hatte. Eine sanfte Seele, ein mitleidiges Herz, krönte ihre übrige gute Eigenschaften, und gab ihnen in den Augen ihrer Eltern noch einen viel größern Werth.

Als diese älteste Tochter schon erwachsen war, wurde das Haus mit noch einer kleinen Tochter vermehrt, die auch die besten Hoffnungen von sich gab, da sowohl Wilhelmine als die junge Mariane wetteiferten, der kleinen Charlotte die beste Erziehung zu geben.

Zweiter Abschnitt.

Die häusliche Zufriedenheit hatte auf solche Art in dieser Familie viele Jahre ununterbrochen fortgedauert. Sebaldus verrichtete seine Amtsgeschäfte in der Kirche mit frohem Gemüthe eben so wie Wilhelmine in der Küche und in der Milchammer. Die willige Unterstützung ihrer nothleidenden und bekümmerten Nachbarn war ihnen beiden ein gemeinschaftliches Geschäft. Wenn diese Geschäfte vorbey waren, so kehrten sie mit Vergnügen zu ihrer eigenen Gesellschaft, und zur Gesellschaft ihrer herzlichgeliebten Kinder zurück. Ein vergnügtes Herz war die Wurze jeder ländlichen Wohlthat, und verschönernte ihre ruhigen Abendspaziergänge. Das Einförmige in ihrer Lebensart

bensart und in ihrem Vergnügen gewann mehrere Veränderung, so wie ihre Kinder ^{an Alter} zunahmen. Eine richtige Aufmerksamkeit, oder ein wichtiger Einfall, den Mariane hören ließ, ein neues musikalisches Stück das sie zum ersten mahl spielte, war der älterlichen Zärtlichkeit ein Fest, woran ihr Vergnügen Tage lang Nahrung hatte. Der Tag, da Charlottchen zuerst das süße Wort Mutter kallte, der, da sie zuerst auf ihren kleinen Füßten dritthalb Schritte von dem Schooße der Mutter zum Vater allein forttaumelte, der, da sie ihm das erste von ihr genähte Säumchen vorzeigen konnte, oder der, da sie, durch ihre zärtliche Schwester gelehrt, beide Eltern durch Hersagung der Gellertschen Fabel vom Zeisig überraschte, waren in dieser kleinen Familie Galatage, deren Anmuth, wider die Art der höflichen, auch noch nachdem sie vorbeý waren genossen ward.

So vollkommen das Glück dieser Familie war, so drohete es doch ein kleiner Vorfall zu unterbrechen. Es erschien in den letzten Jahren des vergangenen Krieges eine Schrift: Vom Tode für das Vaterland, betitelt. Diese kleine Schrift würde in das ruhige Fürstenthum, so leicht nicht eingedrungen seyn, welches von neuen Schriften, sonderlich von solchen, die sich mit dem Tande der weltlichen Weisheit, und

B 2

mit

mit dem Spielwerke der schönen Wissenschaften beschäftigt, gar nicht beunruhigt wurde. Man hatte darin gewöhnlicherweise außer dem fürstl. privilegierten Gesangbuche, welches jährlich in grobem und feinem Drucke aufgelegt ward, und einigen auswärtigen Calendern, als dem hinkenden Staatsboten, dem Thürbergischen Land- und Haus-Calendar, Lachneaulici allgemeinen Haus- und Wirthschaftsregeln u. s. w. nichts, als des Herrn von Bogazky tägliches Hausbuch, den kleinen Görgel in Lebensgröße, Schabalie wandelnde Seele, Försters expediten Prediger in sechs Quartbänden, die Grundrisse von Predigten der Hamburgischen Herren Pastoren, nebst der Insel Selsenburg, dem im Irregarten der Liebe taumelnden Cavalier, Eulenspiegel dem jüngern, und einigen Romanen des Dresdner Thürmiers, z. B. das Leben Peter Roberts, das wunderbare Schicksal Antoni, das Leben des Maler Michaels, und dergleichen Sachen mehr.

Wilhelmine aber, die auf alle neue Bücher neugierig war, die in die schönen Wissenschaften, in die Sittenlehre, Geschichte u. s. w. einschlugen, hatte, wie wir schon erwähnt haben, für sich selbst eine kleine auserlesene Bibliothek solcher Bücher,

der

vergleichen in dem ganzen Fürstenthume nicht anzutreffen war. Sie hatte dem Buchhändler in der fürstlichen Residenzstadt, ihrem Gevatter, den Auftrag gegeben, ihr alles was von solcher Art Büchern wichtiges erschien, in eben dem Pakete zuzusenden, worinn Sebaldis alle neue Schriften, die über die Apocalypse herauskamen, empfing. So näherte der ehrliche Hieronymus den Geist beider Eheleute, den einen mit Wiß, und den andern mit Prophezeiungen.

Dieser Buchhändler hatte in seiner Jugend einige Schulstudien gehabt, und hatte dadurch vor verschiedenen seiner Handlungsgenossen den kleinen Vorzug erlangt, die Titel der Bücher, die er verkaufte, ganz zu verstehen. Er hatte in verschiedenen ansehnlichen Buchhandlungen in Holland, Frankreich und Italien, als Handlungsdiener gestanden. Er hatte dabei nicht allein sein eigenes Gewerbe in einem weit größern Umfange eingesehen, sondern er hatte auch Städte und Sitten der Menschen kennen lernen, und daher kam es, daß er zuweilen, vielleicht ohne es selbst zu wissen, ein vernünftigeres Urtheil von verschiedenen Sachen fällte, als sein Nachbar der Superintendent, oder sein anderer Nachbar der Rath in dem fürstlichen Expeditionscollegium, die beide, außer ihren

auf einer benachbarten Universität verbrachten Universitätsjahren, niemals ihre Vaterstadt verlassen hatten.

Hieronymus pflegte aber die Einsichten die er besaß, eben nicht unablässig geltend zu machen, daher hatten sie ihm auch nicht Feinde zugezogen. Er war in der kleinen Residenzstadt, in der er sich gesetzt hatte, in Ansehen, ohne von jemand beneidet zu werden, denn er war gegen jedermann dienstfertig, und hatte eine natürliche Abneigung jemand ins Gesicht zu widersprechen, oder erlangte Vortheile von irgend einer Art zur Schau zu tragen. Bey diesen Grunde sätzen und einer so glücklichen Temperamentsstugend war er in seinem Städtchen wohlhabend geworden, ohne daß es bey seinen Nebenbürgern eben sonderliches Aufsehen verursacht hätte.

Gleichwol hatte er durch seinen Fleiß, ganz unvermerkt, in dem Ländchen wo er sich befand, zweyen ganz neue Handlungswege eröffnet, an die vorher noch niemand daselbst gedacht hatte. Es hatte das kleine Fürstenthum einen fruchtbaren Boden, und nicht wenig Viehzucht, es brachte alles hervor was die Einwohner nähren konnte. Sie näherten sich auch, und zehrten richtig dasjenige auf, was ihnen zuwuchs. Weil sie aber ausser ihrem mäßig bestellten Ackerbaue,

gar

gar keine einzige Art von Kunstfleiß hatten, so war freilich unter ihnen wenig Geld. Es reichte kaum zu, die Röcke und die Strümpfe zu bezahlen, die die Handwerker eines benachbarten Herzogthums, aus der Wolle die in diesem kleinen Fürstenthum sehr wohlfeil verkauft ward, webten, und alsdenn in dasselbe wieder einführten. Es war also kein Wunder, daß bisher noch kein Buchhändler in diesem Ländchen hatte Bücher verkaufen können. Hieronymus, war der erste, der sich unterstand Bücher darineinzuführen. Er sah aber auch nicht so genau darauf, ob er eben baar Geld erhielt. Er verkaufte mehrmahls J. V. das Juristische Oraculum in sechzehn Folioebänden für einen fetten Ochsen, Leopolds Landwirthschaftsbuch für sechs Schffel Roggen, und Riegers Herzpostill, oder Cardilucii Kunst-Arzney: Natur- und Nahrungspostill für ein paar Schock Eyer, ja er gab noch wohl Mürdelii süße Geisteserquickungen, oder Meletaons Tugendschul in den Kauf.

Hierdurch machte er sich besonders bey den Predigern in Städten Flecken und Dörfern sehr beliebt, die gern etwas von ihren Zehenden oder von ihrem Naturaldeputat daran wagten, um sich Krausens evangelischen und epistolischen Prediger:



schatz, Kleiners Gartenstämme, Schlichthabers
 fünffache Dispositionen aller Evangelien,
 oder Weißenmayrs epistolische Spruch: und
 Kernpostill anzuschaffen, und sich dadurch die schwere
 Last des Predigtamts, die sie so sehr drückte, zu erleich-
 tern. Die Bürger folgten bald dem Exempel ihrer
 Seelenhirten, und schafften sich von einem Theile des
 Ertrags ihrer Erndte, und ihrer Kälber- und Ham-
 melzucht einige erbauliche und nützliche Bücher an,
 z. B. Hollagens Gnadenordnung und Pilger-
 straße, Staricii Geldenschatz, die reine Wasser-
 quelle, den vom Engel Raphael begleiteten
 Wandersmann, Goezens Betrachtungen über
 die Dinge die nach dem jüngsten Gerichte vor-
 gehen werden, *Hocusporus* oder die neuvermehrten
 Taschenspielerkünste, die neueröffnete Kunst-
 pforte, Schnurrs Kunst: und Wunderbuch,
 der getreuen Bellamira wohlbelohnte Liebes-
 proben, Heußens biblische Seelenweide, Wid-
 ders Krankenpostill u. d. gl. Die fürstlichen Rä-
 the und Secretarien aber kauften Volzens Amts- und
 Gerichts: Actuarium, dessen Anweisung zum
 Ambthierungswerke, *Salanders alias* Sieckels alle-
 zeitfertigen Notarium, Zeumanns rechtlichen
 Catechismus, besonders aber des deutlichen Schwei-
 fers

fers oder *Philoparchi* wohlunterrichteten Beamten 2c.

Hieronymus erhielt also, als ein Laye, einen Vortheil der sonst nur der Geistlichkeit eigen war, nemlich er speisete den Geist seiner Mitbürger, und eignete sich dafür ihre Glücksgüter zu. Er ließ die eingetauschten Ochsen Hammel und Schweine in seine Ställe treiben, und das eingetauschte Getraide auf seine Böden schütten, und verkaufte alles auf den Märkten des obengedachten Herzogthums für baares Geld, weil daselbst die blühenden Manufacturen, und die dadurch verursachte Bevölkerung einen etwas höhern Preis der Nahrungsmittel verursacht hatten. Man kennete ihn daselbst nicht unter dem Namen des Buchhändlers *Hieronymus*, aber der Namen des Korn- oder Viehhändlers *Hieronymus*, war bey den Müllern, Bäckern und Schlächtern daselbst, um desto bekannter.

Seine Nachbarn hatten selbst Aecker und Wiesen, aber zufrieden sich selbst zu nähren, baueten sie nichts mehr, als sie brauchten, noch weniger dachten sie daran, den Ueberfluß ihren Nachbarn weiter, als etwa bis in die nächste kleine Landstadt, zuzuführen. Es währete Jahre lang, bis durch die beladenen Wagen und durch die Herden Vieh, die sie so oft aus



Hieronymus Hause, wegfahren und wegtreiben sahen, ihre Neugier rege gemacht ward.

Sie versuchten bald eben diesen Weg, und da ihnen ihr Unternehmen gelang, fingen sie an ihre Viehzucht zu vermehren, und ihre Aecker fleißiger zu bauen. Sie nahmen dadurch selbst an gutem Wohlstande zu, und das ganze Ländchen kam in wenig Jahren in so gutes Aufnehmen, daß die Staatsklugen zu erörtern anfangen, warum das Land sich so schnell verbessert habe.

Eigentlich war freilich der Fleiß des Hieronymus und das Beispiel, das er seinen Mitbürgern gegeben hatte, die Ursach davon. Es ist aber allen denen, die politische und Finanzvorfälle untersuchen, schon längst zur Regel geworden, nicht die kleinen Umstände anzuführen, welche gemeiniglich die wahren Ursachen der Begebenheiten zu seyn pflegen, sondern große Umstände, welche gemeiniglich nicht die wahren Ursachen sind. Daher ward in einer in das fürstliche Intelligenzblatt eingerückten Abhandlung, die schnelle Zunahme des Wohlstandes des Landes, der landesväterlichen Vorsorge des Fürsten zugeschrieben, (der auf seinem Lustschlosse, seine Zeit zwischen der Jagd und seiner Mätresse theilte) und nach derselben den klugen Anstalten seines ersten Geheimensraths,

raths, (der in der fürstlichen Residenzstadt im Cabinet unermüdet arbeitete, alle Stellen im Lande mit seinen Verwandten und Creaturen zu besetzen.) Der Superintendent D. Stanzius hingegen, ein scharfer Geseßprediger, nahm diese Abhandlung in der Einweihungspredigt der neugebauten St. Martels Kapelle ziemlich durch, und versicherte, der zugenommene Wohlstand des Landes sey ein sichtbarer Segen des Höchsten, wegen der frommen Ausführung der Einwohner.

Man muß nemlich wissen, daß in der fürstlichen Residenzstadt ein paar Jahre vorher, fünf Strassen nebst einer kleinen verfallenen Kapelle abgebrannt waren. Die Einwohner trugen, auf die nachdrückliche Ermahnung des Superintendents, zum Bau der Kapelle, welche viel vergrößert und verschönert aufgebauet werden sollte, so reichlich bey, daß sie freilich kein Geld übrig behielten, zu einer Hauscollecte etwas beyzutragen, die der Bürgermeister veranlaßt hatte, um von deren Ertrage einige gemeine Feuerspritzen anzuschaffen, weil bloß aus Mangel derselben, das Feuer soweit um sich gegriffen hatte. Noch weniger kehrten sie sich an die leichtsinnigen Reden des Bürgermeisters, der öffentlich sagte, daß man vor allen Dingen den abgebrannten Einwohnern Eyspringen müßte.

müsse, und daß es überhaupt unnöthig sey die Kapelle wieder zu bauen, da andere Kirchen genug in der Stadt wären, noch weniger zu vergrößern, so lange die Häuser der Einwohner zu deren Gebrauch die Kapelle dienen sollte, noch in der Nische lägen. Diese mußten sich freilich, da sie nirgend unterkommen konnten, und gar keine Hoffnung sahen, sich wieder aufzuhelfen, in wenig Wochen zu Colonisten nach Rußland anwerben lassen. Sie bekamen also die für Sie neuerbaute Kapelle nicht zu sehen. Hingegen hatten sie doch den Trost, daß sie an dem Ufer der Wolga die gedruckte Einweihungspredigt des D. Stauzius nebst den beigelegten Carminibus des Stadtmünisterii und aller Primaner des fürstlichen Lycei mit vieler Erbauung verlesen hörten.

Sebaldus erhielt diese gedruckte Einweihungspredigt in eben dem Pakete, worin Wilhelmine die Schrift vom Tode fürs Vaterland erhielt. Sie machte ihm aber nicht sonderliches Vergnügen. D. Stauzius hatte in derselben mehr als einmal, denen die Kirchen und Kapellen verachten, und den Bau oder Verschönerung derselben hindern, mit der ewigen Verdammniß gedrohet. Sebaldus aber konnte diese Lehre niemals behauptet sehen, ohne in eine Art von Bekümmerniß zu gerathen, die dem Mißvergnügen

gen nahe war. Der Tod fürs Vaterland hingegen hatte auf Wilhelminen eine ganz entgegengesetzte Wirkung. Er setzte ihren ohnedels zum romantischen geneigten Geist in ein neues Feuer. Sie fühlte Entzückung über die Gedanken, daß auch der Unterthan einer Monarchie nicht eine bloße Maschine sey, sondern seinen eigenthümlichen Werth als Mensch habe, daß die Liebe fürs Vaterland einer Nation eine große und neue Denkungsart gebe, daß sie eine Nation als ein Muster für andere darstelle. Von diesen Ideen erhitzt, sann sie nach, wie sie in dem allgemeinen Kriege der damaligs Deutschland verheerte, ein Beyspiel ihrer Liebe fürs Vaterland geben könne. Mitten unter diesen Gedanken fiel ihr gleich auf der ersten Seite folgende Stelle aufs Herz: „Sollte wohl ein Diener der Religion sich entweihen, sollte er wohl „dadurch sein Amt vernachlässigen, wenn er, nachdem „er tausendmal gesagt hat: Thut Buße; auch einmal riefse: Sterbet freudig fürs Vaterland?“ Sie beschloß, daß niemand ihrem Manne das Verdienst rauben sollte, dieser Aufforderung zuerst ein Genüge gethan, noch ihr das Verdienst, ihn dazu aufgemuntert zu haben. Von diesem Vorsatz voll, trat sie, welches sie sonst selten zu thun pflegte, in Sebaldus Studierstube. Sie las ihm aus der

Schrift,

Schrift, die ihr so sehr gefiel, die stärksten Stellen vor. Sie beschloß mit der eben angeführten an die Prediger gerichteten Stelle, und setzte alle Gründe, die sie sammeln konnte zusammen, um ihn zu bewegen, daß er den nächsten Sonntag seiner Gemeinde predigen sollte: Sterbet freudig für das Vaterland.

Sie fand bey Ihrem Manne einen stärkern Widerstand, als sie sich vorgestellet hatte. Sebalbus, dessen Geist, ohne Prophezeiung nicht so leicht in Enthusiasmus geriet, und der durch D. Stauzins Einweisungspredigt noch weniger erwärmt worden war, hatte ihrer feurigen Deklamation hundert kalte Gründe entgegen zu setzen, auf die sie sich nicht gefaßt gemacht hatte. Er sagte ihr unter andern, daß ein Geistlicher, wenn er glaubte, oft genug gerufen zu haben: Thut Buße, noch eine Menge Wahrheiten zu predigen habe, die ihn alle noch nützlicher dünkten, als der Tod für das Vaterland. „Und, setzte er hinzu, „wo ist in unserm unter Krieg und Verheerung leidendem Deutschlande, jetzt wohl das Vaterland zu finden? Deutsche fechten gegen Deutsche. Das Contingent unsers Fürsten ist bey dem einen Heere, und in unserm Ländchen wirbt man für das andere. Zu welchem sollen wir uns schlagen? Wen sollen wir

„wir angreifen? Wen sollen wir vertheidigen? Für wen sollen wir sterben?

Wilhelmine, die einmal beschloffen hatte, daß vom Tode fürs Vaterland gepredigt werden sollte, sahe wohl ein, daß allgemeine Gründe ihren Mann nicht bewegen würden, sie nahm also zu solchen ihre Zuflucht, die ihn näher angiengeu. Sie versetzte: „Wird denn nicht in diesem Kriege wider die Franzosen gestritten? Ich glaube immer, die Deutschen sind dächte Deutsche, die auf Türken und Franzosen losgehen. Sie haben mir, mein Lieber! oft von Weissagungen vom nahen Untergange Frankreichs vorgesagt; sollte in der Apocalypse keine Weissagung seyn, die den ihigen Krieg angehet? Schlagen Sie doch nach. Wer weiß, ob in diesem Kriege nicht Deutsche das stolze Frankreich erobern sollen? Wie? Wenn es ihnen nun vorbehalten wäre, durch Ihre Predigt zu diesem großen Werke den ersten Anlaß zu geben? Welcher Ruhm für Sie, wenn auch auf Sie und auf Ihre Predigt mitgeweißt wäre! Können Sie der Kraft so vieler Gründe wohl widerstehen? Ich dächte, Sie müßten dadurch determinirt werden!“

Der arme Sebalduß war nun bey allen seinen Schwächen angegriffen, denn Wilhelmine pflegte sehr selten die Apocalypse anzuführen, noch weniger pflegte

pfl egte sie der Franzosen mit einem niedrigen Selten-
blicke zu gedenken, und über den zureichenden und
determinirenden Grund, waren ihre Gedanken ihres
Mannes Gedanken so schnurstracks zuwider, daß
weder Gebaldus das Wort zureichend, noch Wil-
helmine das Wort determinirend jemals in den
Mund zu nehmen pfl egte. Es geschah also hier,
was immer zu geschehen pfl og, daß die gefällige
Freundlichkeit eines Frauenzimmers die besten Gründe
einer Mannsperson unkräftig machte.

Gebaldus wählte einen schicklichen Text für den
nächsten Sonntag aus der Apocalypse, und da dies
ses das erste mahl war, daß er über einen Text aus
diesem von ihm so geliebten Buche predigte, so hielt
er seine Predigt, vom Tode fürs Vaterland, in
einem enthusiastischen Fener, das seine Gemeinde sonst
an ihm nicht gewohnt war. Als er aus der Kirche
nach Hanse gieng, bemerkte er sogleich die Frucht sei-
nes Eifers. Er sahe auf dem Kirchhofe einen ziem-
lichen Auflauf, und hörte jemand sehr laut reden. Als
er näher hinzu kam, hörte er, daß ein im Dorfe lie-
gender Unterofficier, der mit in der Kirche gewesen,
zu seiner Predigt einen epanorthetischen Uum hinzu-
that, und nicht ohne Frucht, denn zehn junge, ra-
sche Bauerkerl, nahmen auf der Stelle Dienste.

Den

Dem Sebalduß klopfte hiebey ein wenig das Herz, aber Wilhelmine jubilirte über den glücklichen Erfolg ihres Vorschlags. Sie wendete auf dem Wege aus der Kirche nach Hause alles an, um ihrem Mann eben so freudige Gefinnungen mitzutheilen. Es wäre ihr vielleicht gelungen seyn, wenn nicht zweyen Briefe, die sie bey ihrer Ankunft zu Hause fanden, ihre Freude etwas niedergeschlagen hätten. Der eine war von einem Professor der Universität wo ihr ältester Sohn studierte. Er meldete ihnen ohne Umschweife, daß ihr Sohn, mit Hinterlassung vieler Schulden davon gelaufen sey, und daß niemand wisse, wohin. Beide Aeltern fuhren bei dieser unvermutheten Nachricht zusammen, und zitterten ^{für} dem zweyten Brief. Als sie auf der Aufschrift ihres Sohnes Hand erblickten, so riß ihn Wilhelmine aus Sebalduß Händen, und ließ ihn. Der Sohn meldete darinn, ohne von seinen Schulden etwas zu erwähnen, „daß er es für einen „guten Bürger für schimpflich halte, stille zu sitzen „wenn das Vaterland in Noth sey; daß die Römer „und Griechen in ihrer Jugend Kriegsdienste gethan „hätten, daß er diesem glorreichen Exempel folgen „wolle, und daher auch zur Armee gegangen sey. Er „meldete zu gleicher Zeit seinen Eltern, daß er vor der „Hand einen fremden Namen angenommen habe.

Erster Theil. E und

„und so lange führen wolle, bis er seinem wahren Nahmen Ehre bringen könnte.“ Sebalduß ward bei dieser Nachricht ganz blaß, und Wilhelmine fiel mit einem lauten Geschrey rücklings aufs Canape. Sie besann sich aber bald, daß ißt die beste Gelegenheit sey, spartanische Gesinnungen zu zeigen, ermannete sich, stand auf, und sagte mit thränenden Augen: „Ich habe ihn dazu geböhren!“ Sie suchte auf alle Weise ihre heldenmüthige Gesinnungen bey sich wieder hervor zu ziehen. Bald stellte sie sich die großen Thaten vor, die ihr Sohn verrichten würde; bald bedauerte sie nur, daß er seinen Nahmen verändert hatte, weil sie auf diese Art von ihr unbemerkt geschehen könnten. Bald hoffte sie wieder, daß er, wenn er etwas großes verrichtet hätte, gewiß seinen Namen kund thun werde. Inzwischen konnten alle diese heroische Gesinnungen, mit denen sie sich tröstete, und die dem Sebalduß gar keinen Trost gaben, weder ihre mütterliche Zärtlichkeit noch des Sebaldußweise Betrachtungen unterdrücken, die sich beständig dazwischen mischten. Nachdem sie damit den Nachmittag zugebracht hatten, legten sie sich beiderseits in einer solchen Gemüthsverfassung schlafen, daß, wenn sie vier und zwanzig Stunden vorher darin gewesen wären, Sebalduß schwerlich würde gepre-

digt

digt haben: Sterbet freudig für das Vaterland,
noch Wilhelmine ihn dazu würde haben ermuntern
wollen.

Dritter Abschnitt.

Indessen erscholl die Nachricht von Sebaldus Pre-
digt und von ihren Folgen, bald bis in die fürstli-
che Residenzstadt. Sebaldus hatte im Consistorium
zwey sehr mächtige Feinde. Der eine war der Prä-
sident, der als ein Ehrenmitglied verschiedener deut-
schen und lateinischen Gesellschaften viele sehr fließende
deutsche Reime, und viele sehr deutliche lateinische
Chronodistischen verfertigte. Alle am fürstlichen Hofe
vorfallende Galatage, alle Landplagen, als Heu-
schrecken, Hagel, feindliche Einfälle, alle Promo-
tionen der ihm untergebenen Conrectoren, und Landpre-
diger, besang seine Muse ungesäumt. Wilhelmine
war eine viel zu feine Kennerin der schönen Wissen-
schaften, als daß sie sich dem falschen Geschmacke, der
in ihrem Vaterländchen beschützt ward, nicht hätte wider-
setzen sollen. Sie sprach bey jeder Gelegenheit von den
deutschen Versen des Präsidenten überaus verächtlich,
und seine lateinische Chronodistischen, wenn sie sie auch



nicht verstand, so wußte sie sie doch aus dem Zuschauer mit einer Reihe Soldaten zu vergleichen, in welcher einige Riesen zwischen einer Anzahl Zwerge ständen. Nun ist es bekannt, daß alle Dichter sehr empfindlich, und die schlechten Dichter gemeiniglich die empfindlichsten sind. Es ist also leicht zu erachten, daß es der Präsident für einen unerhörten Eingriff in die Landesverfassung und gute Subordination hielt, daß eine Landpfarverfrau sich über die Verse eines Mannes wie er, öffentlich aufhalten dürfte, und daß er keine Gelegenheit wird verabsäumen haben, ihrem Manne empfinden zu lassen, daß er sein Oberer war. Der zweyte Feind des Sebaldus, war der Generalsuperintendent D. Stauzius. Dis war eben der Pfarrer, der Sebaldus mit Wilhelminen getrauet hatte, der wilde Mann, der so gern von dem Obersten Menzel und von dem lustigen Treffen zu Roßbach sprach. Er hatte kurz nach Sebaldus Heirath die Ausgeberin des Präsidenten geheirathet, die Sebaldus verächtet hatte, und war dadurch Generalsuperintendent worden. So wie er am Stande zunahm, wuchs auch sein Eifer für die Orthodorie. Es lies sich zum Doctor der Theologie machen, damit er einen doppelten Beruf habe, sich der Orthodorie alles Fleisses anzunehmen. Er erhielt im Lande eine solche Einförmigkeit

Feinigkeit in der Lehre, wie ein Hauptmann bey einer
 wohl eingerichteten Compagnie Soldaten, bey der jeder
 Hock so lang als der andere, jeder Zopf so dick als der
 andere, jede Stiefelette so lang aufgeknußt ist als die
 andere, und die sich nie nach ihrem eigenen Willen,
 sondern blos nach dem Wink ihrer Obern bewegt.
 So bald ein Prediger nur den geringsten Geruch von
 Keßerey an sich spüren ließ, ward er abgeschafft.
 Dadurch ward das Ländgen wirklich so rein gehalten,
 daß Sebaldus der einzige war, der auf der schwar-
 zen Liste stand. Schon als D. Stauzius noch Dorf-
 pfarrer war, hatte er sich mit Sebaldus oft über
 die Ewigkeit der Höllestrafen gestritten, die er mit
 großem Eifer behauptete, und von der Sebaldus,
 wie wir dem Leser schon haben merken lassen, Begriffe
 hatte, die zwar ganz menschenfreundlich, aber gar
 nicht orthodox waren. Seitdem D. Stauzius Su-
 perintendent worden war, hatte er die Lehre von der
 Ewigkeit der Höllestrafen noch nothwendiger gesun-
 den. Er merkte beim Eintritt seines Amtes bald, daß
 er bey den Kammerjunkern und den sächsischen Räten,
 mit dem florentinischen Wetterglase, aus welchem er
 vormahls seinen Bauern Wind und Wetter vorher-
 sagte, *) nicht viel ausrichten konnte. Er legte sich

*) S. *Witfelmine* S. 105.

also, um sie in kirchlicher Zucht zu halten, auf ein recht derbes Gesetzpredigen. Er mahlte ihnen den höllischen Schwefelspühl recht schrecklich, und die Martern der Verdammten recht gräßlich vor, wobei er denn mit einem hollen klagenden Tone das Wort ewig! ewig! ewig! sehr oft erschallen ließ. So streng und unerbittlich er aber auf der Kanzel gegen die Sünder war, so gefällig und nachgebend war er gegen seine Frau, die er aus so vornehmen Händen empfangen hatte. Sie regierte ihn ganz. Unglücklicherweise aber für Sebaldus war sie auf denselben und seine Frau auch sehr übel zu sprechen. Sie konnte es ihm noch nicht vergeben, daß er ihre Hand und mit ihr das einträgliche Amt ausgeschlagen hatte, bloß um eine jüngere und schönere Person zu heirathen. Wenn also D. Stauzins gegen Sebaldus nur ein verdrießliches Wort sagte, so setzte sie noch zwey oder drey hinzu, und brachte sowohl ihren ißigen Mann, als ihren gewesenen Herrn wider ihn auf. Welch Wunder also, daß Sebaldus sehr oft, auch bei den geringfügigsten Vorfällen nachdrückliche Verweise aus dem Consistorium bekam.

Die gegenwärtige Sache hingegen war zu wichtig, als daß sie mit einem bloßen schriftlichen Verweise konnte abgemacht werden. Sebaldus ward also in

Person

Person nach der kaiserlichen Residenz, vor dem Consistorium zu erscheinen, gefordert. Als er erschien, sahe ihn der Präsident von oben bis unten an, seufzte, machte die Augen zu, hob das Angesicht gen Himmel, und hielt ihm in einem seinen etwas heisern und langgezogenen Ton seinen Unfug vor, daß er von etwas anders, als von Wasse und Zerknirschung des Herzens gepredigt hätte, welches den symbolischen Büchern schnurstracks zuwider sey. Kaum hatte er ausgerebet, als der Superintendent aufstand. Er schrie mehr, als er sprach, zitterte vor Eifer, ward feuerroth im Gesichte, runzelte seine starke halbgraue und halbrothe Augenbraunen, konnte noch nicht sprechen, und schüttete als er anfieng, in einem hohlen bellenden Ton, so schnell daß ein Wort das andere jagte, ein gestotertes Anathema über das andere auf den armen Gebaldus aus. Er hielt ihm vor, daß die zehn angeworbenen Bauerkerl, vermuthlich hätten in den Stand der Gnade kommen können, daß sie aber nun in dem Lande wohin sie gebracht würden, Atheisten werden, und also ewig verdammt werden müßten. Auch Er, Gebaldus, hätte die ewige Verdammniß dadurch verdient, daß er an dem ewigen Wehe von zehn Seelen schuld wäre, u. s. w.

Sebaldus antwortete bescheiden mit wenig Worten, und ließ am Ende seiner Rede einfließen, „daß „Gott gnädiger wäre, als erbitterte Menschen, daß „er uns nach der reinen Absicht unsers Herzens, nicht „aber nach einem nicht vorhergesehenen Erfolge unser „rer Handlungen, richten werde.“ Stauzins fuhr ihn mit unbeschreiblicher Wuth an: „Ob er die Ewigkeit der Höllenstrafen glaube?“ Sebaldus antwortete ganz gelassen: „Er glaube nicht, daß es „Menschen gezieme, der Güte Gottes Maaß und Ziel „zu setzen.“ Sie sehen, meine Herren, redete der aufserst aufgebrachte Superintendent die anwesenden an, „daß dieser gottlose Mann in den Grundlehren des „Glaubens irrig ist, und schändliche grundstürzende „Irrthümer behauptet, ich trage also darauf an, daß „er unverzüglich seines Amtes entsetzt werde, damit „er die Seelen der ihm anvertrauten Heerde nicht „erner in Gefahr bringe.“ Der Präsident antwortete hierauf mit sanftmüthiger Miene: „Es ist zwar wahr, „daß Hrn. Nothanker sich eine schwere Verschuldung hat zur Last kommen lassen, doch erfordert die „christliche Liebe, daß man in einer so wichtigen Sache, „als die Absetzung vom Amte ist, sich nicht übereilen „müsse. Daher ist meine Meynung, daß dem Fiscal „aufgetragen werde, eine in gehöriger Form abgefaßte „Klage

„Klage zu überreichen, welche dem Beklagten mit dem
 „Bedeutem, sie in zweien Tagen zu beantworten,
 „sub poena praelusi und daß alsdenn in contumaciam
 „wider ihn erkannt werde, zu communiciren sey, deß-
 „gleichen daß derselbe auf nächste Session in vierzehn
 „Tagen beschieden werde, um die alsdenn abzufassende
 „Sentenz anzuhören.“ Dieser Meinung fielen alle
 bey, und **Sebaldus** verfügte sich mit schwerem
 Herzen nach Hause.

Die Klage des Fiscals lief in wenig Tagen ein, und
 weil darin noch mehr auf die Ewigkeit der Höllestraf-
 fen, als auf die gehaltene Predigt Rücksicht genom-
 men war, so glaubten **Sebaldus** und **Wilhelmine**,
 darin die Feder des **D. Stauzius** zu erkennen. **Se-
 baldus** beantwortete sie in den gesetzten zweien Tagen
 ausführlich, und **Wilhelmine** fügte noch einige An-
 merkungen hinzu, die ihrer Meinung nach die Unschuld
 ihrer Mannes so treffend bewiesen, daß sich auch nicht
 das geringste nur mit einigem Scheine, dawider sa-
 gen ließe. Die Verantwortung ward übergeben, und
Sebaldus schwebte indessen zwischen Furcht und Hof-
 nung. An dem angesetzten Tage begab er sich nach
 der Residenz. Er mußte in dem Vorzimmer der Ses-
 sionsstube eine halbe Stunde warten, unterdessen daß
 über sein Schicksal gerathschlagt ward. Darauf ward



er hineinbeschieden, um die Sentenz anzuhören, welche, nach dem gewöhnlichen Eingange, folgendermaßen lautete: „daß Beklagter wegen irriger Lehre und „Abweichung von den so theuer beschworenen symbolischen Büchern, wobey er aller liebevollen Ermahnungen ohnerachtet verharret, seines Predigt- und „Lehramts zu entsetzen, und er bedeutet werde, sich alles „fernern Lehrens, Predigens und sonstiger Actuum ministerialium gänzlich zu enthalten, so lieb als ihm die „Vermeidung färsst. Ungnade, und zweyjähriger Zuchthausstrafe sey. D. H. B.“ Es fand keine Appellation statt. Es ward dem guten Gebaldus von dem Consistorialbothen unverzüglich Kragen und Mantel abgenommen, zugleich ward er ernstlich bedeu- tet, die Pfarrwohnung zu räumen, indem die Pfarre bereits vergeben sey, und darauf ward er mit einer väterlichen Ermahnung in Frieden entlassen. Das Consistorium aber blieb noch versammelt, um den Präsidenten, ein lateinisches Chronodistichon, auf dessen merkwürdigen zur Festhaltung der reinen ortho- doxen Lehre abzweckenden Actum, verlesen zu hören, das er in den vierzehn Tagen seit der letzten Session zu Stande gebracht hatte.

Gebaldus war, als er auf die Straße kam, von dem, was vorgegangen war, so betäubt, daß er alle

alle Besonnenheit verlor. Seine Füße trugen ihn mechanischer Weise gerade nach Hause. Wilhelmine hatte sich, aus zureichenden Gründen, von dem Ausgange des Processes die beste Hoffnung gemacht. Sie hatte daher, in der von ihr selbst gepflanzten Laube, neben dem Pfarrhause, eine ländliche Abendmahlzeit zugerichtet. Als sie damit fertig war, gieng sie ihrem Manne, mit ihren beiden Töchtern, entgegen. Er kam endlich. Als er noch einige Schritte von ihr war, sahe sie schon in seinen wilden starr auf sie gerichteten Augen, einen Theil des über sie schwebenden Unfalls. Er kam näher, und sagte ihr in wenig Worten, wie groß ihr Unglück sey. Wilhelmine ward blaß, die Knie zitterten ihr, sie fiel in ihrer Tochter Arme, und die kleine Charlottes warf sich auf ihre Mutter und weinete. Wilhelmine ward erst nach geraumer Zeit ihrer Sinne wieder mächtig, und in großer Schwachheit nach Hause gebracht. Alle die Vergnügungen, die sich diese kleine Familie, bey dem Abendmahl in der Laube, nach der Zurückkunft ihres Vaters versprochen hatte, waren dahin. Wilhelmine war von dem heftigen Schrecken so sehr bewegt worden, daß sie in wenig Stunden in einem starken Fieber lag. Mariane, ob sie gleich ihr Herzeleid verbarg, konnte doch, indem sie ihrer Mutter Handreichung leistete, ihre

ihre naßen Augen nicht verbergen. Die kleine Charlotte winselte unaufhörlich, weil sie ihre Mutter leiden sahe. Sebaldus aber, über sein Unglück kaum so sehr niedergeschlagen, als über die Härte rachsüchtiger Menschen bestürzt, saß staunend, in der stillen Schwerinuth die äußerlich kalt scheint, aber innerlich mit desto größerer Festigkeit auf die Lebensgeister wüthet.

Vierter Abschnitt.

Des andern Morgens frühe, erschien vor Sebaldus Thüre ein Wagen, in welchem Mag. Tuffelius, der Informator des Superintendenten saß. Diese Person war fünf Fuß vier Zoll lang, und näherte sich mehr der Magerkeit eines Candidaten, als der Festigkeit eines Pfündchenbesizers. Sein hageres bleiches Gesicht war beständig wasserrecht gerichtet, ohne sich herauf oder herunter zu neigen. Seine Hände die etwas länger waren, als sie hätten seyn sollen, hielt er mehrentheils gerade vor sich weg, und bewegte sie wellenförmig, wie ein Schwimmender im Wasser. Sein Gang war abgemessen und bedächtig, als wenn er sich fürchtete auf etwas zu treten, und wenn er sprach, welches nie ohne Noth geschah, war seine Stimme

Stimme allezeit einen halben Ton höher gestimmt, als anderer Leute Stimme, und hatte dabey etwas quäckendes, daß man glaubte einen Staar zu hören. Er ließ sich durch den Bauer der ihn gefahren hatte anmelden, stieg nach empfangener Antwort langsam aus dem Wagen, und schritt fort, bis er ins Zimmer kam, wo ihn Sebaldus und Mariane empfingen. Er legte seinen Hut vor seinen Bauch, und beide Hände in den Hut, grüßte die Abwesenden mit einem halbtiefen Bücklinge ohne Haupt und Füße zu bewegen und ohne ein Wort zu sprechen, setzte sich, und nach verschiedenen Hem, Hem, ließ er sich folgendermaßen aus: „Da ich den göttlichen Beruf erhalten habe, die Seelen dieses Dorfs als ein treuer Hirte zu weiden, so wird es dann wohl nöthig seyn, daß mir dieses Pfarrhaus als meine künftige Wohnung sogleich geräumt werde, sünthemahl ich in dem Herrn entschlossen bin, mein Amt unverzüglich anzutreten, und zu dem Ende noch anheute, auf meine nächstens zu haltende Antrittspredigt zu studieren.“ Sebaldus stellte ihm vor, daß es unmöglich seyn würde, das Haus zu räumen, um so viel mehr, da seine Frau diese Nacht krank worden wäre. Tuffertius antwortete sehr trocken: „Die Ihnen in Person vorgelesene Sentenz enthält deutlich, daß sie die Pfarre

„Wohnung sogleich räumen sollen, und es muß jeder
 „Christ der Obrigkeit unterthan seyn, die Gewalt
 „über ihn hat, ich rathe Ihnen also wohlmeinend an,
 „sich zu hüten, daß Sie nicht einst zu einem Beispiele
 „angeführet werden, wie die Abweichung von der rei-
 „nen Lehre, auch zuletzt Rebellion wider die Obrigkeit
 „hervorbringt.“ Sebaldus war durch diese Rede so
 sehr zum Erstaunen gebracht, daß er den Mag. Tuf-
 felsius mit starren Augen ansah, und stillschwieg.
 Mariane aber nahm das Wort, und sagte mit sanf-
 ter und zitternder Stimme zu Tuffelius: „Wir sind
 „nicht willens, uns zu widersetzen, wir sind auch dazu
 „viel zu schwach, wir verlangen nur so viel Zeit, als
 „nöthig ist, um eine andere Wohnung zu suchen, dazu
 „ist ein Tag zu kurz, zudem ist meine Mutter gefähr-
 „lich krank worden. Ein Prediger ist Bothe des Frie-
 „dens, er soll Ruhe, Einigkeit und Wohlwollen be-
 „fordern. Wollen Sie also wohl den Anfang Ih-
 „res Predigamts damit machen, daß sie eine aus-
 „serst schwache Kranke aus dem Hause werfen?“
 Tuffelius der mit seinen Augen bishero noch im-
 mer unverwandt gerade vor sich wegesehen hatte,
 richtete sie in einer mit dem Horizonte parallelen Linie
 gegen Marianens Antlitz, runzelte die Stirn, zog
 den Mund ein wenig in die Breite, und sagte mit
 etwas

etwas lauterer Stimme und aufgehobener rechten Hand: „Mulier taceat in rebus ecclesiasticis! Meine liebe Jungfer, ich wäre nicht werth, ein vieljähriger Candidat des heiligen Predigamtes zu seyn, wenn ich die Pflichten dieses hochwichtigen Amtes nicht wüßte. Die erste Pflicht desselben ist wohl wahrlich, daß in Rücksicht auf geistliche und göttliche Dinge alle irdische und weltliche Dinge uns gar nicht betreffen müssen. Es würde unverantwortlich seyn, wenn man die armerverirrten Schafe einen Centag über ohne Hirten lassen wollte, es ist also meine höchste Pflicht, mich ihrer ohne Verzug anzunehmen, und sie bald wieder auf den rechten Weg, und auf die gute gesunde Weide der reinen Lehre zu führen, wovon sie vielleicht leider! (hier senkete er, und that einen halben Blick auf Sebaldus) ab, und in den stinkenden Sumpf der Heterodoxie geführt worden.“ Es ward hierüber noch vieles hin und her geredet, und Tuffelius ließ sich endlich mit Mühe bereden, damit zufrieden zu seyn, daß ihm vor der Hand eine Stube eingeräumt würde, begab sich in dieselbe schrieb einen langen Brief, mit dem er den Bauer der ihn gefahren hatte zurücksendete, legte Lantenschens Concordanz, die er im Koffer mitgebracht hatte, auf den Tisch, und fing an den Faden seiner Anzugspredigt zu spinnen.

Sebaldus



Sebalbus, Wilhelmine und Mariane hatten sich immer blos auf ihre gute Sache verlassen, und sahen nunmehr zu spät ein, daß so gut eine Sache auch ist, dennoch eine mächtige Protection zu einem vortheilhaften Ausfchlage, nie überflüssig seyn werde. Wilhelmine erinnerte sich des Hofmarschalls und des Grafen von Zimmer, sie glaubte, daß diese mächtigen Patronen sie gewiß nicht würden verlassen haben, wenn man sie um Hülfe ersucht hätte. Da sie bey der Schwachheit ihres Körpers nichts von der Lebhaftigkeit ihres Geistes verlohren hatte, so fing sie an, muthige Hofnung zu hegen, daß durch mächtige Vorworte vielleicht ihr Schicksal noch könnte geändert werden. Sie wendete alle Kräfte an, ihren Mann zu bereden, daß er nach der Stadt gehen und bei seinen Gönnern Hülfe suchen sollte, welches Sebalbus endlich versprach. Es ward ferner verabredet, daß man die Pfarrwohnung nicht freiwillig räumen wolle, und Wilhelmine wußte viele zureichende Gründe anzuführen, warum Gewalt weder gebraucht werden könnte noch würde. So lange man nur im Besiz wäre, glaubte sie, könnte noch wohl die Absezung widerrufen werden. Mit diesen Ueberlegungen beschäftigten sie sich bis auf den Abend, da sie sich etwas beruhigt niederlegten. Eben bis that auch Tuffelius, nach-

dem

dem er mit lauter Stimme seinen Abendsegen abgab:
sen, und ein Abendlied von zehn Versen gesungen
hatte, wir wissen aber nicht genau, ob es Der Tag
hat sich geneiget, oder Nun sich der Tag geens
det hat, gewesen sey.

Fünfter Abschnitt.

Den andern Morgen früh ging Sebaldus bey
Sonnenaufgang nach der Stadt. Wilhelm
minen hatten ihre süße Hoffnungen einer ruhigen Nacht
verschafft, wodurch sie merklich gestärkt ward. Sie
ließ sich einige Stunden nachher in einem Großwa-
terstuhl setzen, trank Thee, und hielt den Kopf der
kleinen Charlotte, die selbst die Nacht sehr unruhig
zugebracht hatte, und über Hitze und Bangigkeit
klagte. Sie wollte sich eben von Marianen etwas
aus Wielands Sympathien vorlesen lassen, als
Tuffelius unangemeldet in ihr Schlafzimmer trat.
Er war im Schlafrocke, und hatte eine von seiner
eigenen Hand sehr weiß gepuderte Perücke aufgesetzt.
„Ich freue mich, sagte er, (nachdem er ihr in dem
„Herrn Friede gewünscht hatte) Sie außer dem Bette
„und so gesund, stark und munter zu sehen, welches sehr
„gut ist, indem Sie mir anheute ohne Widerrede das
Erster Theil. D „ganze

„ganze Haus einräumen müssen.“ **Wilhelmine**, ganz erstaunt, stellte ihm die Unmöglichkeit vor. **Tuffelius** erwiederte aber: „Es kan kein fernerer Aufschub „statt finden. Auf nächstkünftigen Sonntag wird meine „Introduction vor sich gehen, daher wird der Herr „Generalsuperintendent des Sonntags bey mir „abtreten, dazu muß ich in meinem Hause alle nöthi- „gen Anstalten machen, zumahl da er die Jungfer „**Ursula Stauzin** mit sich bringen wird, mit wel- „cher ich mich in ein christliches Eheverlöbniß einge- „lassen, so ich Ihnen aus nachbarlicher Freundschaft „hiemit will notificirt haben. Säumen Sie also nicht „ferner. Es steht geschrieben: Bittet, daß eure „Flucht nicht geschehe im Winter, izt sind wir mit- „ten im Sommer, und Sie können also wohl zufrieden „seyn.“ Hiebey blieb es. **Wilhelminens** Gründe, **Marianens** Bitten, **Charlottchens** Weinen und Nachzogen, ob sie sich gleich ihm zu Füßen warf, halfen nichts. Er führte sie säuberlich, eine nach der andern zur Thüre hinaus, wo sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen vier fürstliche Trabanten von einem Unterofficier befehligt, vorfanden, durch dieselben ließ **Tuffelius**, alles was im Hause befindlich, sehr behutsam auf die Straße setzen, und gab selbst Achtung, daß nicht das geringste zerbrochen ward.

Es

Es war heller Sonnenschein, da dieß geschah, hingegen war es freilich Tuffelins Schuld nicht, daß eine Viertelstunde darauf ein starker Regen fiel. Wilhelmine mit ihren Kindern suchte sich unter einem am Hause gelegenen Schuppen vorm Regen zu vermahren. Alle Bauern waren zusammengelaufen. Sie hätten bey einer andern Gelegenheit ihrem Pfarrer freilich nachdrücklich Hülfe geleistet. Aber der Anblick der fürstlichen Uniform und des blanken Pallasches des Unterofficiers, erinnerte sie ihrer treugehorsamsten Pflicht. Einer kratzte sich den Kopf, der andere schüttelte den Kopf, und so gieng einer nach dem andern weg, bis sie der Regen vollends zerstreute.

Nur ein Bauer, den Sebaldus bey einem gewissen Vergehen, wegen dessen er ihn hätte zur Kirchenbuße zwingen können, mit einer bloßen liebevollen Ermahnung bestraft hatte, ließ sich das Elend zu Herzen gehen. Er führte Wilhelminen mit ihren Kindern in sein Haus, und holtte mit seinem Knechte ihre Sachen nach, die er bis auf weitere Anordnung wenigstens vor dem Regen sicher stellte.

Sebalbus war unterdessen in der Stadt angekommen. Sein erster Gang war zum Hofmarschall, bey dem er sich melden ließ, und auch nach einem halbsündigen Warten vorgelassen ward. Der Hofmar-

D a schall

schall war nicht mehr eben derselbe, der er vor einigen zwanzig Jahren gewesen war, als er Wilhelminen dem Pastor zuführte. Er hatte sich unterdessen mit der schönen Clarisse vermählet. Dis war ein eitles, verschwenderisches, coquettes Ding, bey der er wenig vergnügte Stunden hatte. Sie verschwendete seine Güter, pakte sich den halben Tag, und brachte die andere Hälfte mit ihren Liebhabern zu, die sie alle vier Wochen abwechselte. Ihren Gemahl bekam sie nicht zu sehen, als wenn sie Geld zur Bezahlung ihrer Spielschulden von ihm zu fordern, oder sonst mit ihm zu zanken hatte, und endlich nach einem zehnjährigen Ehestande starb sie im Wochenbette, woran, wie damalige Hofnachrichten bezeugen, der Hofmarschall gar nicht schuld zu seyn glaubte. Er auf seiner Seite hatte mehr als fünf und zwanzig Jahre lang, wie es einem treugehorsamsten Hofmarschall gebühret, allen Hof- festen Ehre gemacht, und zur Ehre des Fürsten dessen Wein nie gespart, sondern hatte alle durchreisende hoch- adeliche, freyherrliche und gräfliche Layen, redlich unter den Tisch getrunken, hingegen war er auch freilich von manchen geistlichen Herren, als Aebten, Domherren, Mönchen, Capitularen, deutschen Rittern und Maltheserittern, wieder redlich unter dem Tisch getrunken worden. Er hatte auf diese Art in den Diensten der
gnädige

gnädigsten Landesherrschaft, seine Gesundheit, und den größten Theil des Vermögens, das ihm die schöne Clarissa übrig gelassen hatte, zugesetzt. Er glaubte also ein Recht zu haben, für seine treugeleisteten Dienste mit einer ansehnlichen Pension auf Lebenszeit belohnt zu werden. Er hatte damals vor einigen Wochen darum angehalten, hatte aber statt derselben in sehr gnädigen Ausdrücken seinen Abschied, mit dem Predicat, als fürstl. Geheimderrath erhalten. Seit dieser Zeit hatte er zum öftern Anfälle von Devotion, die mit den Anfällen vom Stein, vom Chiragra und Podagra abwechselten, und ist da Sebaldus ihm aufwarten wollte, hatte er eben einen Anfall von Devotion, Chiragra und Podagra zugleich. Er lag auf einer Bergere, *) beide Füße in Flanell gewickelt, und auf einer nebenstehenden Servante **) von Mahagoniholze lagen Goezens Todesbetrachtungen auf alle Tage, und der wohlgerüstete Himmelswagen nebst den Frankfurter Reichs, Ober-Post, Amts, Zeitungen. Sobald der Schmerz in den Händen und Füßen zu arg ward, ergrif er eins von den Büchern, und ließ überlaut eine Betrachtung oder

D 3

Gebet

*) Ein Lehstuhl mit vorstehendem Sessel, um darauf die Füße zu legen.

**) Eine Art von kleinem Tische.



Gebet über das andere, und um desto heftiger und lauter je ärger der Schmerz war; so bald er aber nachließ, ergriff er die Zeitungen, um sich an den Berichten von den grausamen Missethaten, die die Reichsexecutionsarmee unter den Preussischen Heeren zuletzt angerichtet hatte, in der Stille das Herz zu laben. Eben beim Zeitungslesen traf ihn Sebaldus an, und dis war für sein Anliegen eben nicht vorthellhaft. Der Hofmarschall fuhr ihn ziemlich darüber an, daß er nicht Buße gepredigt hätte, anstatt durch seine Predigt eine Armee zu verstärken, von der, wenn das verwünschte Recrutiren nicht wäre, schon kein Mann übrig seyn müßte. Er hielt ihm dabey eine lange Predigt vom deutschen Vaterlande, die der berühmte Verfasser des deutschen Nationalgeistes und der Reliquien, irgendwo auch einmal gehöret haben muß, weil man in diesen Büchern wörtlich wieder findet, was damals der alte podagrische Hofmarschall zum Pastor Sebaldus sagte. Nachdem diese Lecture eine halbe Stunde gewähret hatte, kam er auf Sebaldus Anliegen zurück, wegen dessen er ihn an den Consistorialpräsidenten verwies. Doch versicherte er ihn, als ein alter Hofmann, höflich bey allen Gelegenheiten seiner Protection. Sebaldus fuhr nach dem Schlafrockzipfel, um ihn zu küssen, welches

er

er auch ruhig geschehen ließ. Hingegen hob er seine Hand auf, um an seine Schlafmütze zu greifen, weil er aber vermuthlich vergaß, daß er die Hand nicht wohl beugen konnte, empfand er plötzlich einen so empfindlichen Schmerz, daß er ein *Eacr*** ausrief, sogleich nach Goezens Todesbetrachtungen griff, und laut an zu lesen fieng: *Betrachtung am 1sten Junius.*

Sebaldus war durch diesen Besuch wenig getrübet worden. Er suchte seinen Freund Hieronymus auf, hörte aber, daß derselbe verreiset wäre. Er ging daher nach einem Wirthshause, wo er den Rest des Tages blieb. Den andern Morgen frühe machte er sich nach Kemsdorf, dem Sitze des Grafen von Zimmer, auf, wo er gegen elf Uhr ankam. Diese Zeit, die dem bürgerlichen Theile der menschlichen Gesellschaft beinahe Mittag ist, war für den Hochgräflichen Greis kaum Morgen. Seit einer halben Stunde ohngefähr hatte er das Bette verlassen, hatte das wichtige Geschäft des Küchenzettels abgefertigt, und war jetzt beschäftigt, auf einem weichen Sofa seine Chocolate einzuschlürfen, und auf die Verdauung der gestrigen Mahlzeiten zu warten. Sobald sich Sebaldus anmelden ließ, ward er sogleich vorgelassen. Er näherte sich mit wenigstens zwanzig



Büßlingen dem hochgräflichen Lager, und stamlete
 etwas einem Complimente ähnliches, welches der
 Graf, in eine Frage nach seinem Befinden verdoß-
 metzte, und nach verschiedentlichen Kläuspfern an-
 wortete: „Nicht recht wohl mein lieber Herr Pastor,
 „mein böser Morgenhusten quälet mich alle Tage
 „mehr! Ich kann nichts mehr essen. Gestern habe
 „ichs nur einmal gewagt, eine Auerhahnpastete zu
 „kosten, die liegt mir heute noch im Magen. Ich
 „bin gar zu schwach. Selbst die astrakanschen Melo-
 „nen wollen mir nicht bekommen, die Ananas ma-
 „chen mir Blähungen. Ich habe mir heute blos ein
 „einziges Ragout sin bestellt, ich muß heute fasten,
 „um meinen Magen wieder herzustellen. Aber ist's
 „nicht elend, mein lieber Herr Pastor, wenn man
 „nicht essen kann.“ Sebalduß antwortete mit ei-
 „nem tiefen Seufzer: „Ja wohl, Ew. Hochgräff.
 „Gnaden, beinahe eben so schlimm, als wenn man
 „nichts zu essen hat, ich befürchte beinahe, daß ich in
 „diesem Fall—,“ der Graf fiel ihm ins Wort: „Sie
 „haben Recht, lieber Herr Pastor, bald wird man
 „auch gar nichts zu essen haben, der leidige Krieg ver-
 „derbt alles. Ich habe vorigen Winter recht elend
 „zugebracht. Die Austerri kamen sehr unrichtig an.
 „Den ganzen Winter über habe ich aus Preußen kein
 „Brot

„Wirkhuhn gesehen, auch Eder bekommt man nicht.
 „Sehen Sie, Herr Pastor, ich bin ein deutscher Pa-
 „trist, ich kann das französische Essen nicht leiden.
 „Ich kann ihre *Conformés à la Cardinale*, ihre
 „*C—les d'agneau frites* nicht ausstehen. Lieber Herr
 „Pastor, wir müssen bedenken, daß wir Deutsche sind.
 „Wir können uns zwar die guten französischen Bräu-
 „ken gefallen lassen, aber unsere Speisen selbst müs-
 „sen deutsch seyn. Ich weiß was in allen deutschen
 „Provinzen das Beste ist. Wenige Leute verstehen
 „S. W. hier zu Lande, was eine pommersche große Wu-
 „rähne 2 Ellen lang, oder eine Glander von der Insel
 „Hela, oder ein berlinischer Sander für Dinge sind,
 „die habe ich sonst posttäglich bekommen. Aber izt
 „Herr Pastor, izt ist alles aus. Ich habe mir im
 „vorigen März aus Hanau eine kalte Pastete, und
 „aus Frankfurt am Mayn einen gewürzten Schwar-
 „kennagen kommen lassen, den haben die preussischen
 „Husaren bey Sulda aufgefangen, welcher Teufel soll
 „dennoch auch denken, daß die Kerlen schon im März
 „aus den Winterquartieren seyn werden. Im vori-
 „gen October sollte ich Krammetsvögel vom Harze
 „bekommen, die hatten die Lucknevischen Husaren sich
 „auch wohl schmecken lassen. Im Februar habe ich
 „Fasanen aus Böhmen verschrieben, ja! wenn nicht



„die Gräniger bei Wilsdruf gestanden hätten! Die
 „Franzosen machens nicht besser. Meine westphäl-
 „sche Schinken, und den Champagner, in dem ich sie
 „wollte kochen lassen, haben sie im vorigen Monate
 „in Bielefeld geplündert. Da sieht mans klar, daß
 „es ihnen mehr um die westphälischen Schinken, als
 „um den westphälischen Frieden zu thun ist. Ich
 „ließ mir Caviar aus Königsberg kommen, da ha-
 „ben die Rußen die Post bey Eßlin angehalten,
 „und bey Colberg auf die Flotte gebracht. Ich
 „mögte nur wissen, was mein Caviar auf der Flotte
 „zu thun hätte, ich habe niemals ein Korn davon zu
 „kosten bekommen. Jetzt habe ich aus Sonnenburg
 „Krebse verschrieben, Herr Pastor, die sind die schön-
 „sten Krebse an Größe und an Geschmack, aber die
 „werden wohl die Schweden speisen, denn die Eelan-
 „gische Kriegs- und Friedenszeitung schreibt, daß sie
 „nächstens in Berlin seyn werden. So sind wir al-
 „leuthalben mit Feinden umgeben, die uns alles weg-
 „nehmen. Kein Wunder wenn wir schon ganz aus-
 „gehungert sind.“ Indem er dis sagte, kam der
 Cammerdiener, und fragte, ob es Hr. Hochgräfli-
 chen Gnaden gefällig wäre, das Frühstück zu sich zu
 nehmen. „Ja,“ sagte der Graf, „und gebt noch
 „ein Couvert für den Herrn Pastor. Sie müssen
 „wissen

„wissen, fuhr er fort, daß ich meinen Küchenzettel
 „zu Mittag und Abend selbst mache, aber das Früh-
 „stück zu wählen überlasse ich meinem Koche, der
 „sinnet denn mir jeden Tag etwas neues zu machen,
 „das ist mir unerwartet, und reizt ein wenig den Ap-
 „petit. Wir wollen einmal sehen, was wir heute
 „gutes zum besten haben. Aha! einen Capaun, und
 „mit Trüffeln gefüllt, — nicht übel, hier haben Sie
 „Herr Pastor— hiemit legte er dem Sebalduß ein
 „Stück vor, und nun ging weiter kein Wort aus sei-
 „nem Munde, so daß Sebalduß, nachdem er ein
 „paar Stücken verzehret, Zeit genug hatte, seine und
 „seiner Familie Noth vorzutragen. Der Graf schüt-
 „telte dabey den Kopf, sagte mit vollem Munde man-
 „ches Hm, und brach endlich aus: „Herr Pastor ich
 „wißte nicht, wie ich Ihnen helfen sollte, die Zeiten
 „sind gar zu elend. Ja wenn die preußischen Ein-
 „fälle nicht wären. Stellen Sie sich nur vor, daß
 „gestern der Rittmeister, der eine Meile von hier auf
 „Postierung stand, sechszehn Stück Rothwildpret in
 „meinem Holze hat schießen lassen, und noch dazu mei-
 „stens Diecken. Da möchte man vergehen, ist in der
 „Sehzeit.“ Sebalduß versicherte Se. Gräfl. Gnaden,
 „daß er von Ihnen keine weitere Unterstützung verlangte,
 „als nur Dero hohes Wort bey dem Consistorialpräsi-

den

denken, damit er nicht aus der Pfarre geworfen werde.
 „Ja so, versetzte der Graf, „mein Bormwort wollen sie
 „haben, ich bedaure, daß ich Ihnen damit nicht dienen
 „kann, denn ich komme izt gar nicht mehr nach der
 „Stadt, sehen Sie, man ist da gar zu erbärmlich,
 „zumal bey dem Präsidenten, dem komme ich in mei-
 „nem Leben nicht wieder. Er hat mir vor einem hal-
 „ben Jahre eine Zwiebelsuppe und darin kleine nürn-
 „berger geräucherte Würste vorgesetzt, ich begreife gar
 „nicht, wie eine menschliche Creatur sich mit so etwas
 „nähren kann. Nein, Hr. Pastor, bleiben Sie
 „heute Mittag bei mir, nur auf ein Gericht Gern-
 „geschn, aber das doch besser seyn soll, als ein Tra-
 „ctament beyim Präsidenten.“ Sebalduß ent-
 „schuldigte sich damit, daß er heute noch zu Hause
 „seyn müße. „Nun, so bedaure ich, daß ich Sie
 „nicht bey mir sehen kann. Leben Sie wohl, Herr
 „Pastor, meinen Empfehl an Ihre Frau Liebste.“
 Sebalduß stand nach also erhaltenem Abschiede, vol-
 ler Verwirrung auf, machte drey oder vier Bücklinge,
 griff dem Grafen nach dem Schlafrockzipfel, der ihn
 aber zurück schlug, und dafür den Pastor umarmete,
 der ganz verwirrt über diese gräfliche Gnade, wieder
 Bücklinge vorwärts und rückwärts zu machen anfing,
 so daß er nicht wußte, wie er zur Thüre herauskam,
 und

und da er heraus war, nicht wußte, ob er freudig oder betrübt seyn sollte.

Indessen da er eine kleine Strecke gegangen war, fing die Betrübniß an, die Oberhand zu gewinnen. Er sah nur allzuwohl ein, daß er nunmehr alle Hoffnung verloren hätte, von seinen Gönnern einige Hilfe zu erlangen. Er kam mit traurigem Gemüthe nach Hause. Aber wie groß war sein Entsetzen, da er sein Haus von einem andern eingenommen, seine Familie in einer fremden Hütte, seine Frau und seine jüngste Tochter auf dem Krankenbette, und seine älteste Tochter ganz in Thränen zerfließend antraf! Er sank trostlos auf eine Bank nieder, stand nach einigen Minuten auf, umarmte seine Frau und seine Kinder. „Ich bin nicht so glücklich gewesen, sagte er, bey Menschen einige Hilfe für uns zu finden, wir müssen alle Hilfe von dem allmächtigen Gott erwarten, und der wird die unglückliche Unschuld nicht verlassen.“

Sechster Abschnitt.

Wilhelminens Krankheit nahm sehr schnell zu, und bey der kleinen Charlotte, die einige Tage in der äußersten Hitze lag, fingen sich an die Pocken

Pocken zu zeigen. Der ehrliche Bauer pflegte sie so sehr, als es seine eigene nothdürftige Umstände erlaubten. Er gab ihnen seine einzige Stube ein, schloß mit Sebaldus abwechselnd in der Scheune, und wachte mit ihm abwechselnd bey den Kranken. Mariä aber kam ihrer kranken Mutter und Schwester nie von der Seite. Alles was möglich war, um ihnen Erleichterung zu verschaffen, that sie, aber leider! war nur sehr wenig möglich. Mit jedem Tage vermehrte sich das Elend. Wilhelmine in der äußersten Entkräftung, Charlottchen mit zusammenfließenden Eiterbeulen überdeckt, keine Arznei, wenig Speise, keinen Freund außer dem ehrlichen Bauer, keine Hoffnung, daß dieser Zustand verbessert werde, keine Aussicht wie man in diesem Zustande fortleben könne. Schon seit einigen Wochen hatte die Familie von dem Verkaufe einiger Wäsche und Mobilien gelebt, die der Bauer, wenn er zu Markte fuhr, in der Stadt verkaufte. Es war zu übersehen, daß diese kleine Hilfe nicht lange dauern könnte. Hernach zeigte sich der kommende Winter, keine Nahrung, kein Obdach, das bitterste Elend. „O großer Gott, rief Sebaldus aus, verdienet eine Abweichung von den symbolischen Büchern, daß eine Familie, die beständig nach deinen Geboten zu wohnt,“

„desu

„denn beßßen gewesen, in den kläglichsten Mangel
„geführt werde!..“

Inzwischen beschäftigte das gegenwärtige und vergangene Elend den Geist viel zu sehr, als daß oft an das künftige gedacht werden konnte. Jeder Tag setzte zu der großen Masse des Kammers seinen reichlichen Antheil hinzu. Charlottgens Krankheit stieg schnell bis auf den äußersten Gipfel. Je mehr die Säfte ihres Körpers in die schreckliche Gährung geriethen, durch die alle Theile aus der Mischung, in der sie sich einander zusammenhalten und ernähren, in die versetzt werden, in der sie sich einander zerstören und auflösen, desto mehr nahm ihr zarter Geist an gezwungener Stärke, an tumultuärischer Thätigkeit zu. Phantasien traten an die Stelle der Empfindungen, und ein taubes Hinbrüten an die Stelle der sanften Ruhe, die Körper und Geist erquickte. Sie gerieth endlich einen Tag lang in einen betäubenden Schlummer, aus dem sie mit der Heiterkeit einer gesunden Person erwachte, sie streckte ihre kleine Hände mit einem zärtlichen Fallen nach dem Bette ihrer schwachen Mutter aus, redete ihren Vater und ihre Schwester an, die sie seit acht Tagen, bey aller zärtlichen Bemühung derselben ihr zu helfen, nicht gekannt hatte, richtete ihr Haupt auf, forderte ihres Vaters Segen,

Gegen, aber indem er ein Schritt zu ihr that, sank sie zurück in die Arme ihrer Schwester, die sie unterstützen wollte. Mariann that einen lauten Schrey, Sebaldus fiel auf den todten Körper, die schwache Wilhelmine richtete sich auf, als ob sie ihrer Tochter helfen wollte. Umsonst! sie war dahin. Nun sank Sebaldus in die tiefe Betäubung, die keinen Theil des Elends einzeln empfindet, weil das Ganze die Seele völlig eingenommen hat. Auch Mariannens Kräfte reichten nicht zu, so viel Unglück zu ertragen. Sie fiel unter einem Strome von Thränen auf ihr Lager, und blieb den ganzen Tag in einer betäubenden Mattigkeit, ohne daß sie im Stande war, ihrer kranken Mutter die gewöhnlichen zärtlichen Bedienste zu leisten. Wilhelmine aber, die bisher in der äußersten Entkräftung gelegen hatte, rief alle ihre Lebensgeister hervor, um ihr überschweifendes Elend zu empfinden, denn bey großer Traurigkeit ist die Traurigkeit selbst der einzige Genuß, und daher der Seele angenehm. So schwach sie war, so wendete sie Kräfte an, bald zu klagen, bald zu seufzen, bald, weil selbst der Anblick der Leiche ihre Bärtlichkeit stärker auf die Lebendigen zog, um ihren Mann und ihre Tochter zu trösten. Sie wollte sogar aufstehen, um denen Handreichung zu leisten, deren

deren Handreichung sie selbst nöthig hatte. Aber hier merckte sie, daß ihr Körper schwächer war, als ihr Geist. Sie fiel ermattet nieder, und konnte nur noch bloß durch Zureden Trost geben. So brachte diese unglückliche Familie eine Nacht und einen Tag zu, ihr Elend ganz zu empfinden, und einen sehr kleinen Theil davon durch wechselseitigen Trost zu erleichtern. Am Ende dieses Tages fühlte Wilhelmine schon, daß sie mehr Kräfte hatte anwenden wollen als sie besaß, sie fiel Abends in eine außerordentliche Ermattung, und in ein mit vieler Hitze verknüpftes Fieber. Kaum konnte sie gegen Mitternacht einen unruhigen unerquickenden Schlaf genießen. Sie brachte den folgenden Tag in einem schwächlichen Zustande zu. Gegen Abend ergriff sie das Fieber mit viel stärkerer Hitze, sie erwachte des andern Morgens bey Sonnenaufgang äußerst entkräftet, und empfand etwas, dergleichen sie noch nie empfunden hatte. Sie legte ihre Hand in die Hand ihres Mannes, der nebst Marianen die ganze Nacht über nicht von ihrem Bette gewichen war, und sagte mit schwacher Stimme: „Ich sterbe, ich fühle es. Vergeben Sie mir es, mein lieber Mann, daß mein unbedachtamer Enthusiasmus, den ich oft genug bereuet habe, die unerwartete Folge gehabt hat, Sie

Erster Theil. E „und

„und unsere ganze Familie unglücklich zu machen.
 „Der Tod fürs Vaterland ist der Vorwand unsers
 „Unglücks; wollte Gott, ich könnte ihn sterben diesen
 „Tod! Doch ich würde achten, daß ich fürs Vater-
 „land gestorben wäre, wenn unser Unglück von einer
 „empfindsamen Seele nacherzählt, unsere Geistlichen
 „waruen könnte, wegen Verschiedenheit der Lehre
 „nicht die bittere Feindschaft aufeinander zu werfen,
 „die die eigentliche Ursach unsers Unglücks ist. Mei-
 „ne Absicht war gut. Mich und unsere Feinde richte
 „der allmächtige Gott, der das innerste der Herzen
 „kennet. Lebe wohl, meine liebe Tochter, lebe so,
 „wie dich deine Aeltern gelehret haben, tugendhaft und
 „unsträflich. Gott gebe, daß du deinen Bruder noch
 „einmahl glücklich wieder sehest. Ist's möglich, so un-
 „terstütze deinen alten Vater, so lange er lebt. Gott
 „sey dein Erhalter! Seiner Vorsorge empfehle ich dich,
 „denn leider von Menschen bist du verlassen! Umar-
 „me mich! — Hier entraunen zwei Thränen ihren
 sich brechenden Augen, deren jedes nicht mehr Feuch-
 tigkeit in sich zu halten schien, als nur eine einzige
 Thräne. Mariane küßte sie auf, und drückte ihren
 Mund auf den Mund ihrer Mutter, deren Haupt
 in diesem Augenblick sanft auf ihre linke Schulter
 sank, und die matten Hände glitten ab, die sie eben
 um

um ihre *Mariane* schlingen wollte. Sie entschlief. *Mariane* hatte nur noch Kraft, ein wimmerndes Seufzen hören zu lassen, indem sie ihr nochmals den kalten Mund küßte, und hernach sanft die Augen zu drückte. Sie fiel stumm in ihren Stuhl zurück, ohne Thräne, gleich einem unbeweglichen Bilde. *Sebastus* in thränenloser Verzweiflung, stumm und staunend, saß ohne Bewegung, außer, daß er seinen düstern Blick von der Leiche seiner kleinen Tochter zu der Leiche seiner Frau wendete. So saßen zwischen zwei geliebten Leichen zweien Lebende, todtenähnlich, in stummen Todeskummer. Der einzige Laut den man hörte, war von dem gutherzigen Bauer, der auf der Bank am Ofen sitzend, den Kopf an die Wand gelehnt, innerlich schnuckte.

So saßen sie, und der Mittag war vorbey, ohne daß jemand sich gereget, oder etwas zu sich genommen hätte, als ein Mann in einem großen Reiserocke und in einer Reisekappe vor der Thür vom Pferde abstieg, und in die Stube trat. Es war *Hieronymus*, der in seinen Geschäften verweilt gewesen war. Weil ihn sein Rückweg durch dieses Dorf führte, so wolte er seinen alten Freund den Pastor besuchen. Er fand aber im Pfarrhause, anstatt seines Freundes, den Magister *Tuffelius* und den Superintendenten,



die eben abgesselt hatten, und nach Fische noch bey einem Glase Wein, von alten Geschichten, von der Conventio von Closter: Seven und von dem Atheismus der in den Brandenburgischen Landen, statt der symbolischen Bücher eingeführt werden sollte, u. d. gl. sich unterhielten. Sie nöthigten ihn aufs freundlichste hinein, so bald er aber von ihnen den ganzen Vorgang erfahren hatte, setzte er sich alles Nöthigens ohngeachtet wieder zu Pferde, und ritt nach dem ihm bezeichneten Bauerhause.

Hier fand er den traurigsten Anblick. Das Kind im Sarge, die Mutter erblasst, die Tochter halb ohnmächtig, den Vater vor Schmerz betäubt, den guten herzigen Bauer, der anfing ihnen Trost zuzusprechen, da er selbst Trost nöthig gehabt hätte. Beym Anblicke des Hieronymus ergoß sich das weiche Herz der Mariane in einen Thränenstrom. Sie zeigte auf die Leiche ihrer Mutter und Schwester, ihre Blicke sagten mehr, als ihre gestammelten Worte. Hieronymus brachte auch Thränen anstatt Worte herfür. Mariane fiel von Thränen erschöpft in seinen Armen in Ohnmacht. Er brachte sie mit Hülfe des guten herzigen Bauers wieder zu sich. Nun ging seine Sorge auf Sebaldus, der, starre Blicke auf beide geliebte Leichen geheftet, ohne alle Empfindung dessen, was um

um ihn vorgieng, da saß. Auf alles Zureden des Hieronymus, antwortete er nur durch abgebrochene Worte, tiefe Seufzer und starre Blicke gen Himmel. Endlich stand er auf, hob seine beiden Hände empor, faltete sie, und brach in apocalypthischer Entzückung folgendermaßen aus: „Ja, ich habe „Unrecht, o meine verklärte Wilhelmine, dich zu „beklagen, daß du einer Welt voll Elend, voll Betrug, voll Bosheit bist entrissen worden: wo das „Laster in güldenem Stücke gehet, wo Tugend und „Menschenfreundschaft betteln muß, wo süßlose Priester noch jenseits dieses Lebens ihre Verdammungen „auspenden. Wohl dir, daß du gestorben bist! „Zwar betrübt mich dein Abschied jetzt sehr, aber o „wie sehr viel freundiger wird unsere Zusammenkunft „seyn, wenn wir uns in dem himmlischen Jerusalem „wiedersehen werden, wo kein Verbannetes mehr seyn „wird, wo wir sehen werden den lautern Strom „des lebendigen Wassers, klar wie ein Crystall, wo „die, die da fliegen an dem Thiere und seinem Bilde „und an der Zahl seines Namens, stehen werden, „und haben Gottes Harfen, und singen das Lied „Mosis und das Lied des Lammleins, und sprechen: „Groß und wunderbar sind deine Werke, Herr Gott, „Allmächtiger, gerecht und wahrhaftig sind deine

E 3

„Bege

„Rege du König der Nationen! Wer sollte dich nicht fürchten, Herr, und deinen Namen verherrlichen, weil du so gnädig bist!“

Mit diesen und andern Worten der Apocalypse tröstete sich Sebaldus, und suchte Kräfte, sein Leid zu ertragen. Hieronymus ließ ihn in dieser beruhigenden Ertause, gieng zu seinem Mantelsacke, der noch auf dem Pferde lag, holte daraus ein paar gebratene Hühner, und unter einem seiner Pistolenhulster, eine geschliffene Flasche Rheinwein hervor, denn er pflegte auf Reisen, die Pistolen für seine Feinde, und den Wein für seine Freunde bey sich zu führen. Er zog seinen schweren Reiserock aus, und bereitete in der Scheune das Mahl, von dem er und der Bauer ihrer Traurigkeit ungeachtet, dennoch herzlich aßen, weil sie beide hungrig waren. Sebaldus und Mariane aber, nahmen auf wiederholtes Zureden, wenigstens so viel zu sich, daß der Körper in den Stand gesetzt ward, die Bekümmernisse der Seele besser zu ertragen.

Nach der Mahlzeit trug Hieronymus mit dem Bauer, Wilhelminens erblassten Körper, und den Sarg der kleinen Tochter in die Scheune, die dem Sebaldus bisher zum Nachtlager, und noch kürzlich

lich zum Speisezimmer gedient hatte. Er rieth, Sebal-
 dus und Marianen, nunmehr ihren Körper zu
 pflegen, da sie die Todten nicht mehr pflegen konnten.
 Er versprach, in zween Tagen wiederzukommen, und
 für Wilhelminens und des Kindes Begräbniß zu
 sorgen. Zuletzt erbot er sich, alsdenn Sebal-
 dus und Marianen mit sich nach der Stadt zu nehmen,
 wo sie ihm in seinem Hause willkommen seyn sollten.
 Beide nahmen ein so freundschaftliches Anerbieten mit
 Dank an. Hieronymus bat Vater und Tochter
 nochmals, ihre Traurigkeit zu mäßigen, gab, als er
 seinen Reiserock aus der Scheune holte, dem Bauern
 etwas Geld, um sie besser pflegen zu können, und
 armte sie, und ritt nach Hause.

Siebenter Abschnitt.

Nach zween Tagen erschien Hieronymus, vor des
 Bauers Hütte, abermals zu Pferde. Ihm
 folgten zween von seinen Kornwagen, leer, nur daß
 auf einem ein Sarg stand. In diesen ward Wilhel-
 minens Leichnam gelegt. Unerbessen daß der Bauer
 mit seinen und Hieronymus Knechten des Sebal-
 dus sämtliche Mobilien auf die Wagen packte, ging
 Hieronymus zum Mag. Tuffelius, um für die



doppelte Beerdigung die Gebühren zu bezahlen. Tuffelius bezeugte über des Sebaldus Unfälle ein christliches Mitleiden, versicherte, daß er gegen denselben gar keine Feindschaft hege, und um sein verträgliches Gemüth zu zeigen, erbot er sich sogar, der sel. Frau Pastorin eine öffentliche Leichenpredigt zu halten, wenn es dem Herrn Hieronymus beliebte die Gebühren dafür zu entrichten. Dieser fand es aber eben nicht nöthig, und kehrte nach dem Bauerhause zurück, wo er mit Beyhülfe des gutherzigen Bauern die Beerdigung beider Leichen besorgte, und unmittelbar darauf Sebaldus und Marianen mit sich nach der Stadt nahm.

Sie hielten sich einige Monate in Hieronymus Hause auf, ohne daß ihnen der geringste Unfall begegnet wäre. Zwar hielt D. Stauzins, den Sonntag nach ihrer Ankunft, eine scharfe Geseßpredigt über den Spruch: einen Fegerischen Menschen meide, worinn er sehr deutlich zeigte, daß derjenige, der einen Fegerischen Menschen beherberget, sich seiner Sünden theilhaftig machet, welches er mit 2 Joh. v. 10. bestätigte. Doch hatte er das Misvergnügen, daß diese Predigt gar nicht auf Sebaldus, sondern auf einen katholischen Zuckerbecker gedeutet ward, den der Fürst hatte aus Wien kommen lassen. Und da durch Ver-

anlaß:

auslassung dieser Predigt, auf dem eben vorsehenden Landtage, die Ritterschaft aus diesem Zuckerbecker ein Landesgravamen machte, und Gr. Durchl. in Unterthänigkeit vorstellte, daß das süße Confect dieses Mannes die Bitterkeit der papistischen Lehre nimmermehr versüßen könnte, so bekam D. Stanzius noch dazu aus dem Fürstl. Cabinette einen Verweis, den er zu den Trübsalen rechnete, die der Satan frommen Lehrern erwecket, und ihn in Geduld ertrug, bis er in der am Ende des Landtages zu haltenden Predigt, sich wider diejenigen die den Wächtern Zions ihre Wachsamkeit verweisen, mit Nachdruck erklären konnte,

Sebaldus und Mariane, die die ihnen zugedachte Abkanzelung nicht einmahl erfahren hatten, lebten indessen sehr ruhig und vergnügt. Mariane beschäftigte sich mit weiblichen Arbeiten und mit dem Unterricht zweyer kleinen Töchter des Hieronymus. Sebaldus aber, brachte die meiste Zeit in Hieronymus Laden zu, um aus alten prophetischen Schriften Collectaneen zu seinem apocalypptischen Commentar zu sammeln. Er durfte auch nicht befürchten, daß ihn hier etwa einer von seinen Feinden stören möchte, denn weder der Präsident, noch der Superintendent hatte im Buchladen etwas zu thun. Der erste war ein Genie, und als ein solches hielt er es für sich nicht

E s

anständig

anständig, viel zu lesen, der andere erwartete alle Wirkung seiner Predigten von der seligmachenden Gnade, und hielt also alle menschliche Gelehrsamkeit für ganz überflüssig.

So zufrieden aber auch Sebaldus und Mariane in dem Hause ihres freundschaftlichen Wirthes waren, so lagen sie ihm doch beständig an, für sie Posten zu finden, in denen sie ihren Unterhalt erwerben könnten. Kurz darauf fand sich eine gewünschte Stelle für Marianen, denn als Hieronymus wieder in Geschäften verreiset war, erfuhr er, daß eine adeliche Dame, eine französische Demoiselle zu Erziehung ihrer beiden Fräulein verlangte. Hierzu schlug er Marianen vor, die auch sehr gern darin willigte. „Diese Stelle, sagte Hieronymus, scheint für Sie sehr vortheilhaft zu seyn, aber ich rathe Ihnen, nicht Ihren Namen zu führen. Diese Dame ist eine weitläufige Verwandtin des D. Stauzius, und ich befürchte, er mögte aus Nachgier Ihnen auch dort able Dienste leisten. Und ob es gleich heißt, daß Sie zur Erziehung der jungen Fräulein berufen werden, so ist doch, wie ich merke, die Uebung in der französischen Sprache, das vornehmste, das von Ihnen verlangt wird. Ich habe Sie also, als die Tochter eines von den Russen vertriebenen französischen

„schen

„schen Predigers aus einem Städtgen der Neumark
„angekündigt. Dessen Namen müssen Sie also fah-
„ren, weil der Namen vielleicht nicht wenig beigetra-
„gen hat, daß Sie andern Competentinnen sind vor-
„gezogen worden.“

Mariane nahm also einen französischen Namen
an, ob in en oder in ere, oder in on, oder in ac, ha-
ben wir nicht eigentlich erfahren können, und reiste
mit demselben, und einem Empfehlungsschreiben des
Hieronymus versehen, nach dem Gute der Frau von
Zohenauf ab, welches sechszehn Meilen von der
fürstl. Residenzstadt entlegen war.

Ende des ersten Buchs.

Zwentes



Zweytes Buch.

Erster Abschnitt.

Sebaldus hatte seine Mobilien größtentheils verkauft, und das daraus gelbfete wenige Geld Marianen zur nöthigen Einrichtung mitgegeben. Er hatte sich in den Zustand jenes Philosophen verfezt, daß er alles das feinige bey sich tragen konnte. Nunmehr bestand er darauf, auf irgend eine Art, und wo möglich, außer der Stadt, in der seine Feinde wohnten, selbst sein Auskommen zu verdienen. Nach einiger Ueberlegung, nahm ihn Hieronymus mit sich, als er nach Leipzig zur Messe reifete, wo er ihm bald bey einigen großen Druckereyen die Stelle eines Correctors verschafte. Sebaldus miethete eine kleine Dachstube im sechsten Stockwerke, und war bey seinem obwohl dürftigen Auskommen überaus vergnügt mit seinem Zustande, weil er nur ein Drittel des Tages mit Correcturen zu thun hatte, und

die

die übrige Zeit auf seine apocalypstische Erklärung wenden konnte, die ihn, wie ein alter Freund, in seinen Widerwärtigkeiten nur noch lieber geworden war.

Ob übrigens Sebaldus zuerst den Herrn D. Ernesti oder den Herrn D. Crusius besucht habe, wissen wir nicht. Vielleicht hat er bedacht, daß ein armer Corrector nicht so leicht zu einem vertraulichen Umgang mit solchen Männern gelange, und daß es unnütz sey, einen Gelehrten auf eine halbe Viertelstunde zu besuchen, um sein Gesicht zu begaffen, und ist also gar zu Hause geblieben. Ob er jemals Prof. Gellerts moralischen Vorlesungen beigewohnt, oder jemals mit Mag. Storiep über die symbolischen Bücher, oder über die Nunnation der arabischen Kennwörter disputirt habe, läßt sich auch so genau nicht sagen. Ob er in der NicolaiKirche, des in Leipzig und dessen sämtlichen Vorstädten berühmten Mag. Mathesius salbungsvolle Predigten wider die Schaubühne mit angehört, oder ob er zu eben der Zeit da sie gehalten worden, im Ruchengarten, des eben so weit berühmten Handels von Butter triefende Mantelschellen und Wegsteine verzehret habe, darüber sind gar keine Nachrichten vorhanden.

Es haben sehr ernsthafte Gelehrten behauptet, daß die Wahrheit das Wesen der Geschichte sey.

Wir

Wir sind weit entfernt, Männern die so scharf demonstrirte Theorien der Geschichte zusammensetzen können, im geringsten zu widersprechen, nur haben wir uns unterstanden zu mutmaßen, daß ob man gleich in der Geschichte lauter wahre Begebenheiten erzehlen solle, man doch auch lieber den größten Theil der wahren Begebenheiten können unerzählt lassen. Es sind funfzigtausend Bände voll Wahrheit über die Geschichte Deutschlands zusammengetragen worden, so daß der schon ein gelehrter Geschichtskundiger heißet, der nur den funfzigsten Theil dieser Wahrheiten gelesen hat. Dieser Ueberfluß von Wahrheit, hat manchen braven Deutschen zu dem angenehmen Lügner Voltaire geführt, der uns ein halbes Jahrhundert in wenigen Blättern übersehen läßt, aber dafür auch oft unantwortlicher Weise eine Hildegardis hinsetzt, wo eine Mathildis stehen sollte, oder die Jahrzahl funfzig angiebt, wo die Jahrzahl sechzig sollte angegeben werden. Der Unterschied zwischen unsern deutschen wahrhaften Geschichtschreibern, und den oft lägenhaften Franzosen, (woraus auch zu erklären ist, warum Hæberlins Auszug der deutschen Geschichte ungleich corpulenter gerathen ist, als Voltaires allgemeine Weltgeschichte,) besteht darin: Der gelehrte Deutsche verschweigt dem Leser nichts, was

er

er gewiß weiß, und das ist denn sehr viel, aber er bedenkt oft nicht, was der Leser zu wissen verlange, welches gemeiniglich sehr wenig ist. Hingegen der Franzose, der nur wenig weiß, thut sich auch darauf nichts zu gut, sondern erzählt nur das, was er meint, daß seine Leser zu wissen verlangen könnten, macht sich aber auch kein Bedenken, es ihnen zuweilen mit einer kleinen Brüh von Erdichtung schmackhafter zu machen.

Wir die wir diese Beyspiele vor uns sehen, spiegeln uns an denselben. Wir wissen von Sebaldus Aufenthalt in Leipzig sehr viele Umstände, die wir nicht wie die deutschen Geschichtschreiber, samt und sonders erzählen, sondern sie vielmehr mit einiger Verläugnung unterdrücken wollen, weil wir nach reifer Ueberlegung gefunden haben, daß unsere Leser weder Nutzen noch Vergnügen daraus schöpfen können. Hingegen soll auch die Wahrheit das Wesen dieser Geschichte bleiben, und wir werden daher keinesweges, gleich dem leidigen Voltaire, Umstände verstellen oder erdichten, um unsere Erzählung interessanter zu machen. Damit man aber nicht etwa glaube, wir wissen nichts, weil wir nichts sagen, so wollen wir, um das Gegentheil zu zeigen, aus der grossen Menge der vor uns liegenden Nachrichten, einige bey Sebaldus Aufenthalt in Leipzig vorgefallenen Abendgespräche mittheilen.

Neben



Neben der Dachstube des Sebaldus, wohnte auf einer andern Dachstube ein alter Magister, mit dem er bald Bekanntschaft machte, und mit ihm in kurzen vertraut wurde, weil es sich äusserte, daß derselbe, so wie er, an der Ewigkeit der Höllenstrafen zweifelte. Dieser Mann hatte gründliche Kenntnisse der alten Sprachen und alles dessen, was zur Philologie gehört. Er hatte die alten griechischen Philosophen fleißig gelesen, und sie mit den Schriften neuerer Philosophen verglichen, wodurch er gute Einsichten in die Philosophie erlanget hatte. Aber weil seine Kenntnisse nicht nach ~~nach~~ der Mode zugeschnitten waren, und weil er, sobald er mit Menschen reden sollte, überaus schüchtern und ängstlich war, so hatte er sich nie getraut, um ein Amt, selbst nicht um ein Schulamt anzuhalten, man würde es ihm vielleicht auch nicht gegeben haben. Er war daher als Corrector bey verschiedenen Druckereyen, grau worden. Er kannte alle Vorfälle des Verleger- und Autorgewerbes. Dem gleichwie ein Lichtpuker in der Comödie, zuweilen einen stummen Staatsminister oder einen redenden Lakayen vorstellen muß; so war auch er, obgleich eigentlich nur ein Corrector, dennoch von seinem Verleger oft zum Uebersetzer, ja wohl gar zum Schreiber einer zuverlässigen Nachricht, oder Schrift-
und

und vernunftmäßiger Gedanken, gebraucht worden.

Einige Tage nach Sebaldus Ankunft, besuchte ihn der Magister, um den Abend bey einer sehr frugalen Abendmahlzeit zu verplaudern. Der Magister fragte, wie ihm Leipzig gefiele. Sebaldus der nichts für merkwürdig hielt, was nicht einem Buche ähnlich sahe, hatte auch in Leipzig nichts als die vielen Buchdruckereyen und Buchläden bemerkt. Ihm war gar nicht in die Augen gefallen, ob die Einwohner den Rang oder die Bequemlichkeit liebten, ob sie gesellig oder steif wären, ob die Damen lieber gepuht als schön zu seyn suchten, ob die Studenten ein gelehrtes oder ein soldatisches, ein galantes oder ein lieberliches Ansehen affectirten, ob die Jungemädgen Niedlichkeit und Artigkeit für den ersten Zweck ihres Daseyns hielten oder nicht. Ihm war es nie eingekommen zu untersuchen, wie die Bauart der Häuser, den Zweck der Eigenthümer bey wenigem Plaze ihre Wohnungen bequem zu machen, verriethe, welchen Beweis des Wohlstandes der Einwohner die schönen Gärten und Gartenhäuser in den Vorstädten darboten, und ob daselbst Reichthum und Kenntniß des Schönen mit gleichen Schritten fortgegangen seyen. Er hatte sich auf den Straßen nie umgesehen, und

Erster Theil. F 66



es war ihm nie eingefallen zu erörtern, ob das Hermannsche Haus oder die Wage schöner gebauet sey, ob am Erker des Romanusschen Hauses, mit Rechte, drey übereinanderstehende Säulenordnungen auf einem Kragsteine ruhen, oder ob im Großbofschen Garten die fleißige Kunst die schönsten Anlagen der Natur verderbt habe. Den schönsten unter den Leipziger Gärten, den Richterschen, hatte er eben so wenig, als die reizende Aussicht aus demselben gegen das Ischorsche Hölzgen zu, gesehen. Die schöne Gegend hinter Raschwitz war ihm nicht zu Gesicht gekommen, und vom Linkschen, Winklerschen und Richterschen Casinette, hatte er nicht einmahl reden hören. Weil die Rathsbibliothek und die Universitätsbibliothek, die einzigen Gegenstände seiner Neugierde, in der Messe nicht offen waren, so hatte er alle Tage seines Aufenthalts in Leipzig damit zugebracht, von Druckerey zu Druckerey und von Buchladen zu Buchladen zu wandern. Noch ganz voll von diesen Gegenständen, rief er aus:

Wie sollte mir Leipzig nicht gefallen, der achte Sitz der Gelehrsamkeit, die wahre Stapelstadt gelehrter Kenntnisse, welche aus Deutschland hieher eingesamlet, und von hieraus allen andern deutschen Provinzen wieder mitgetheilet werden! Hier siehet man
in

in unzählbarer Menge die Feilichte der Nachtwachen einer grossen Anzahl gelehrter Männer, die, nachdem sie beschäftigt gewesen, ihren Geist mit allen nöthigen Kenntnissen zu bereichern, diese Kenntnisse, durch unermüdetes Nachdenken vervollkommen, der ganzen Welt mittheilen und sie dadurch zu erleuchten suchen. Wenn ich die hiesigen unermesslichen Bücherniederlagen betrachtet habe, ist mir die unausgesetzte Beschäftigung der Gelehrten recht ehrwürdig vorgekommen. Ich hätte nie gedacht, daß so viele Bücher in der Welt wären, als ich hier beisammen finde, und daß noch jährlich einige Hundert oder tausend hinzukommen.

Mag. Und darüber freuen Sie sich? Ich nicht! Sie kommen mir vor, wie ein hungriger Ankömmling an einer reichbesetzten Tafel, der den grossen Vorrath von Speisen siehet, und schon überschlägt, wie gut er sich mit diesen herrlich aussehenden Nahrungsmitteln füttern wolle. Ich bin einer von den Gästen, die schon oft an dieser Tafel gesessen haben, und schon oft hungrig aufgestanden sind. Einige Speisen hatten einen sehr niedrigen haut-gout, andere schmeckten angenehm aber waren äusserst unverdaulich, andere waren nicht gahr gekocht, und andere waren bloße Schaupfeifen. Endlich blieb ich zu Hause.



aß mein Stück Käse und Brodt, und verwünschte alle Köche.

Seb. Aber ist es nicht ein herrliches Schauspiel, eine so große Menge gelehrter Werke zusammen zu sehen, die doch alle, jedes in seiner Art, die Menschen klüger, gelehrter, weiser, tugendhafter, kurz besser machen?

Mag. Ein Schauspiel wie manches andere, von dem uns die Einbildungskraft, ehe wir es sehen, die angenehmste Vorstellungen macht. Wer wie Sie vom Lande, aus der Einsamkeit kommt, ist sehr geneigt sich durch jeden ersten Glanz blenden zu lassen, und alles für schöner anzusehen als es ist. Mein lieber Freund! Wenn die Gelehrten durch ihre Bücher sonst nichts zu erlangen suchten, als was sie da sagen, so würden neun Zehentheile der Bücher gar nicht geschrieben werden. Wie die Menschen klüger, weiser und besser werden sollen? Ich wette daran haben neun Zehentheile der Schriftsteller, deren Werke die Meße zur Meße machen, gar nicht gedacht. Sie haben ganz andere Absichten zu erlangen und ganz andere Bedürfnisse zu befriedigen.

Seb. Welche könnten die seyn? Ein Gelehrter hat freilich viele Absichten und Bedürfnisse, als Mensch mit andern Menschen gemein. Was könnte er aber als Gelehrter für ein anderes Bedürfnis haben, als
seiner

seinen Geist durch alle nützliche Kenntnisse aufzuklären, und wenn er findet, daß er erleuchteter ist als andere, was folget natürlicher darauf, als die Absicht, andern seine Kenntnisse mitzutheilen, das heist, ein Schriftsteller zu werden.

Mag. Diese Folge scheint so natürlich, gleichwohl muß sie nicht nothwendig seyn, denn gewiß sehr viel Schriftsteller haben nicht daran gedacht ob ihr Geist aufgeklärt genug sey, noch weniger ob er aufgeklärter sey, als der Geist anderer Leute, und gleichwohl sind sie Schriftsteller in bester Form, und wenn Zeitungslob und eigen Lob etwas gilt, große berühmte Schriftsteller. Hingegen haben wir beide, Sie mein Freund und ich, von Jugend auf gearbeitet unsere Kenntnisse zu erweitern und vollkommner zu machen, und ich darf sagen, wir wissen es auch, daß wir manche Sachen besser einsehen, als manche andere Leute, und gleichwohl dürften wir beide vielleicht nie Schriftsteller werden.

Seb. Ich weiß nicht, was Sie zu thun willens sind. Ich aber, ich muß es mit einiger Schüchternheit gestehen—ich arbeite schon seit vielen Jahren, an einem Commentar über die Apocalypse.

Mag. Ueber die Apocalypse? Da sind Sie mehr als jemand bey mir im Verdacht, daß nicht allein



die von Ihnen vorher angeführten schönen Absichten, sondern einige kleine Nebenabsichten Sie zum Schriftsteller machen.

Seb. Ich bin mir keiner Nebenabsichten bewußt. Welche könnte ich auch haben?

Mag. Ich weiß nicht. Vielleicht ein wenig Ruhmsucht. Sie wollen der Welt gern etwas neues und scharfsinniges sagen, denn etwas für das menschliche Geschlecht nützlich werden Sie doch schwerlich sagen können. Die Apocalypse ist eine dickschälige Citrone, aus der so viele hundert Commentatoren, den wenigen Saft der in ihr war, schon längst ausgepreßt haben.

Seb. Wenn sie nicht mehr Saft in sich hat, so könnte sie doch vielleicht noch Del enthalten. Glauben Sie nicht, daß es dem menschlichen Geschlechte wichtig wäre, wenn ich zeigte, daß alles was man bisher, über dis seit vielen Jahrhunderten vielen Menschen so wichtig scheinende Buch, geschrieben hat, alberne Fragen sind, voller Unsinn, auf Kosten des gesunden Menschenverstandes, der Religion und der Geschichte gesagt. Wäre es nicht ein Verdienst so viel Lügen um ihr Ansehen zu bringen, wenn ich auch nur wenig Wahrheit an die Stelle setzen könnte. Und gleichwohl, ohne rühmredig zu seyn, versichere ich, daß
ich

ich die erfüllten historischen Weissagungen, aus der Geschichte anzeigen und von einigen wenigen noch unerfüllten, solche Muthmaßungen an die Hand geben will, die selbst Königen und Fürsten nicht gleichgültig seyn dürften. Dennoch schätze ich diese meine historische Entdeckungen sehr gering gegen diejenigen, die etwas beitragen können den moralischen Zustand des Menschen zu verbessern. Wie, wann ich aus diesem Buche, von dem künftigen Zustande der Auserwählten die sichersten Schlüsse ziehen, wenn ich (hier funkelten dem ehrlichen Gebaldus die Augen) aus demselben die Lehre, die Sie wie ich verahsahen, die Ewigkeit der Höllestrafen, gänzlich wiederlegen, und deutlich zeigen könnte, wie in Gottes Haushaltung alle Bestrafung auf Besserung abzielen muß und wird — könnte dis dem menschlichen Geschlechte gleichgültig seyn?

Mag. Mein Freund, Sie haben wirklich eine gute Anlage zum Schriftsteller, Sie kommen in Feuer wenn Sie von Ihrem Buche reden. Doch scheint es mir, indem Sie mir beweisen wollen, daß die Ruhmsucht nicht der Bewegungsgrund Ihres Schreibens ist, so rühmen Sie sich so sehr als man sich rühmen kann.



Seb. Den Ruhm, der aus einer wohlgelungenen Ausführung eines nützlichen Unternehmens entspringt, verachte ich gar nicht. Er ist jedem rechtschaffenen Manne angenehm, und kann mit der Begierde der Welt zu nützen, sehr wohl bestehen, und so wird es vermuthlich auch wohl mit den Nebenabsichten seyn, die Sie den Schriftstellern schuld geben.

Mag. Nicht völlig eben so. Die meisten Schriftsteller schreiben, um bekannt zu werden, ein Amt zu erschreiben, einem Patron ein Buch zu dediciren, einen Freund zu erheben, oder einen Feind zu erniedrigen, und sie denken mehrentheils nicht daran, ob die Welt von ihren Büchern Nutzen oder Schaden habe, wenn sie nur ihren Privatendzweck erreichen.

Seb. Den können sie aber nicht erreichen, wenn sie nicht zugleich etwas nützliches schreiben. Denn es kann doch niemand so unverschämt seyn, ein Buch herauszugeben, um etwas bekanntes oder langweiliges oder nichtsbedeutendes zu sagen.

Mag. Das sollte freilich nicht seyn, wie will es aber ein armer Schriftsteller machen, wenn er nichts neues interessantes und wichtiges zu sagen hat, und doch ein Buch schreiben soll. Meinen sie nicht, daß ein wichtiges und nützliches Buch viel Geschicklichkeit erfordert, daß man sehr viel mehr wissen muß, als was
man

man sagt, daß man vorher alles nachlesen müsse, was andere bekannte Schriftsteller über diese Materie geschrieben haben, daß man sich aber doch nicht müsse merken lassen, wie viel man gelesen habe, daß man seine ganze Materie wohl überlegen und anordnen müsse, und daß zu allem diesem sehr viel Zeit und Arbeit gehöre?

Seb. Allerdings!

Mag. Meinen Sie aber, daß der, der bekannt werden, ein Amt erschreiben, seinem Patron ein Buch dediciren, seinen Freund erheben oder seinen Feind erniedrigen will, allemahl Geschicklichkeit haben werde, oder viel Zeit und Arbeit werde anwenden können?

Seb. Nein! Wenn aber dis nicht ist, so muß er auch gar kein Buch schreiben, denn den wahren Hauptzweck des Schriftstellens unwichtigen Nebenzwecken aufopfern, ist eines wahren Gelehrten ganz unwürdig.

Mag. Ja freilich eines Gelehrten! Aber ein Schriftsteller, kann es im Laufe seines Gewerbes nicht so genau nehmen.

Seb. Ich weiß nicht wie Sie sprechen. Ein Buchdrucker oder ein Buchhändler, mag ein Gewerbe mit Büchern haben, aber ein Schriftsteller ist ein
 S S Gelehrter



Gelehrter, der der Welt nützliche Kenntnisse mitzutheilen sucht, der Wahrheit und Weisheit befördern will.

Mag. Ihre Einbildungskraft, mein liebster Freund, fliegt noch ziemlich hoch, lassen Sie sich herunter, und kommen Sie der Erde näher. Der größte Haufen der Schriftsteller von Profession, treibt ein Gewerbe, so gut als die Tapetenmaler oder die Kunstschreiber, und sieht die wenigen wahren Gelehrten, fast eben so, für zudringliche unglückliche Pflücker an, als jene Handwerker einen Mengs oder Bach. Durch das Gewerbe, und nicht durch die Begierde das menschliche Geschlecht zu erleuchten, entsteht die unsäglich Menge von Büchern die Sie so bewundern haben; denn Leipzig ist freilich seit mehr als hundert Jahren die Stapelstadt der Waaren, die diese gelehrten Handwerker zu jeder Messe verfertigen.

Seb. Sie haben ein sonderbares Vergnügen daran, Wörter zusammenzusetzen, deren Begriffe offenbar miteinander zu streiten scheinen. Gelehrsamkeit ein Handwerk? Bücherschreiben ein Gewerbe?

Mag. Allerdings, und zwar ein solches Gewerbe, worin jeder den Nutzen so sehr auf seine Seite zu ziehen sucht, als es nur möglich ist. Der Autor will gern dem Verleger so wenig Vogen Manuscript als möglich,

möglich, für so viel Geld als möglich ist, überliefern. Der Verleger will gern so viele Alphabete als möglich, so wohlfeil als möglich einhandeln, und so theuer als möglich verkaufen. Der Autor will gern so wenig Zeit, Mühe, Ueberlegung und Geschicklichkeit an sein Buch wenden, und doch so viel Ruhm, Belohnung, Beförderung, von der Welt einrücken, als möglich. Zu dem letzten sind leider nur allzuviel Mittel vorhanden.

Seb. Sie sagen mir da so unerhörte Sachen, daß ich vor großem Erstaunen mich fast nicht getraue, ein Wort dagegen zu sagen, und doch begreife ich alles ganz und gar nicht. Was für Mittel können vorhanden seyn, durch ein Buch Ruhm und Belohnung zu erlangen, in dem man nicht Talente zeigt und auf das man wenig Zeit gewendet hat?

Mag. Es sehr viele. Z. B. ein Professor muß Amtswegen ein Collegium lesen, dazu schreibt er ein besonderes Compendium der ganzen Wissenschaft. Dies kostet wenig Zeit und Mühe, erfordert auch wenig Talente, und doch giebt es bey den Studenten das Ansehen, als ob man die Sachen besser verstehe als seine Vorgänger, und bey der Welt das Ansehen, als ob man ein Buch schreiben könne.

Seb.



Seb. Aber die Welt kan doch unmöglich ein bloßes Compendium einer bekannten Wissenschaft für ein Buch ansehen.

Mag. Die deutsche Welt ist gutwillig, sie hat sich schon sehr viele Compendienschreiber für Schriftsteller ausbringen lassen. Und denn weiß mancher Lehrer noch wirthschaftlicher mit seinem Psunde zu wuchern. Will das Compendium nicht Ruhm genug bringen, so läßt man einen Theil des Discurses oder der Amplification des Compendiums unter einem Modertitel drucken, und denn ist man ein Schriftsteller in bester Form.

Seb. Ja! aber doch sind meines Erachtens, Studenten und Leser sehr unterschieden.

Mag. Ja freilich, darum werden auch die Stadthistörchen, die Anspielungen auf die Herren Collegen, die Schwänke die die Benevolenz der Herren Commilitonen captiviren sollen, weggelassen, wenigstens von denen, die Kenntniß der Welt und Lebensart im Munde führen.

Seb. Das ist ganz gut! Aber ich dächte doch, der ganze Ton müßte verändert werden. Ein Lehrer kann voraussetzen, daß er mehr Einsichten habe als seine Zuhörer, deßhalb kann er ihnen manches sagen, daß er den Lesern mit Anstand nicht sagen darf, weil
er

er vermuthen kan, daß darunter viel seyn möchten, die eben so viel, und mehr Einsicht haben als er.

Mag. Sehr wenige Professoren denken so delicat als Sie, ich kenne mehr als einen, der seine Lesern völlig eben so anredet und unterrichtet, als ob sie lauter junge Studenten wären.

Seb. Das befremdet mich sehr. Ich wenigstens wenn^{ich} in dem Falle wäre, würde mir immer vorstellen, daß die erleuchtetesten Leute meiner Zeit meine Leser seyn könnten, und welche armselige Figur ich gegen sie machen müßte, wenn ich ihnen ganz bekannte Sachen vordociren wolte, die sie viel besser wüßten. Ueberhaupt dünkte ich, ein Lehrer in einem Collegium für junge Leute, müsse sich nach dem Verständnisse des Geringsten unter seinen Zuhörern bequemen, hingegen ein Schriftsteller, suche hauptsächlich den Verständigsten unter seinen Lesern zu gefallen, daher könne ein gutes Collegium, doch schwerlich ein gutes Buch werden.

Mag. Ey sie machen sich keine Schwierigkeiten! Wissen Sie hiemit, was gedruckt werden kann, kann ein Buch werden. Eine Dissertation, eine Prolation, eine Oration, ein Programm, ein Oster- oder Pfingstanschlag den ein Schulmann oder Professor amts halber schreiben muß ist ja wohl noch weniger ein Buch.

Seb.

Seb. Ich wenigstens halte die Verfertigung solcher Aufsätze für ein Opus operatum, bei dem gewöhnlicher Weise mehr die Hand als der Kopf nöthig ist.

Mag. O man kann ein Schriftsteller von vielen Bänden werden, ohne den Kopf sonderlich anzustrengen. Was denken Sie wohl J. V. von einem Prediger der seine gehaltene Predigten drucken läßt?

Seb. Wenn meine Gemeinde meine Predigten verlangte, so würde ich sie sehr gern zu ihrem Gebrauche drucken lassen, denn warum sollte ich ihr nicht schriftlich sagen, was ich ihr mündlich gesagt habe? Aber auch bloß für meine Gemeinde sollten meine Predigten gedruckt werden. Ich habe meine Predigten immer besonders nach den Umständen meiner Gemeinde eingerichtet. Nun würde ich immer denken, die Welt würde nicht weiter nutzen können, was ich bloß meiner Gemeinde, gesagt habe, als das, was ich als Vater meinen Kindern zu ihrem bessern Verhalten eingeschärft habe.

Mag. Vielleicht würde doch die Welt, das was Sie so bescheiden ankündigen, mit mehrerm Nutzen lesen, als die Predigten der Herren, welche die ganze Welt für ihre Diocese halten.

Seb. Es kan seyn, daß auch in meinen Predigten etwas gemeinnütziges ist, aber doch würde das
Bände

Bändgen, das ich mir der Welt vorzulegen getraute, immer sehr klein seyn.

Mag. Das Bändgen? Wer sich recht auf Preßdistschreiben legt, hört vor dem dreyzehnten oder vierzehnten Bände nicht auf.

Seb. Wie? dreyzehn oder vierzehn Bände Preßdigten? dazu gehört mehr Herz als ich habe!

Mag. Freilich Sie haben viel Bedenklichkeiten. Wenn Sie eine Dedication an einen Patron zu machen hätten, und sie könnten kein Buch schreiben, so dächten Sie auch wohl nicht daran, das erste beste Buch wieder drucken zu lassen, und es ihrem Gönner zuzueignen?

Seb. Ich dächte wenigstens, der Patron würde mir nur wenig danken, wenn ich ihm anstatt etwas neues, nur etwas aufgewärmtes vorsetzte.

Mag. Als wenn der Patron nicht zufrieden seyn mußte, daß sein Namen vor dem Buche stehet, und als wenn er es auch noch würde lesen wollen! Einig daß Ihnen mancher Journalist danken wird, daß Sie durch die neue Herausgabe, unserer Litteratur einen so großen Dienst geleistet haben. Und sie werden noch dazu als ein wichtiger Mann erscheinen, wenn Sie dem Buche eine Vorrede vorsetzen, um es durch ihren Namen der Welt anzupreisen.

Seb.



Seb. Aber wenn man nicht wirklich sehr berühmt ist, so gehört viel Charlatanerie dazu, so eine vornehme Dine zu affectiren.

Mag. Ja! wenn Sie ihren Namen selbst nicht für berühmt halten, so sind sie auf gutem Wege, ihn nie berühmt zu machen. Ich merke wohl Sie wollen incognito arbeiten; damit ist Ihnen auch zu dienen. Da ist mehr als ein Verleger, der seinen Autoren aufträgt was er zu brauchen denkt: Geschichte, Romanen, Mordgeschichte, zuverlässige Nachrichten, von Dingen die man nicht gesehen hat, Beweise, von Dingen die man nicht glaubt, Gedanken, von Sachen die man nicht versteht. Ich kenne einen der in seinem Hause an einem langen Tische zehn bis zwölf Autoren sitzen hat, und jedem sein Pensum fürs Tagelohn abzuarbeiten gibt. Ich läugne es nicht—denn warum sollte ich Armut für Schande halten—ich habe auch an diesem langen Tische gegessen. Aber ich merkte bald, daß ich zu diesem Gewerbe nichts taugte, denn ich kann zwar ohne Gedanken eine Correctur lesen, aber nicht ohne Gedanken Bücher schreiben, und bey solchen Büchern ist immer der am angenehmsten, der nur am geschwindesten schreibt, wenn er auch gleich am schlechtesten schreiben sollte.

Seb.

Seb. Am schlechtesten? da handelt ja der Verleger wider seinen eigenen Vortheil; denn was kan die Welt mit den schlechten Büchern machen.

Mag. Was gehet den Verleger die Welt an? er bringt sein Buch auf die Messe.

Seb. Nun—und durch die Messe kommen die Bücher in die Welt.

Mag. Freilich, nur mit dem Unterschiede, daß sie vorher vertauscht werden, und daß also der Verleger am besten daran ist, der die schlechtesten Bücher hat, weil er gewiß ist, etwas bessers zu bekommen.

Seb. Aber denn müssen doch einige Buchhändler die schlechtesten Bücher bekommen, und die bedaure ich.

Mag. Weswegen? Es ist ihnen ja unbenommen, Narren zu suchen, die aus dem schlechtesten Buche klug zu werden denken, oder die es um Gotteswillen lesen, wie mein alter Conrector wolte, daß ich die schlechten Prediger hören sollte.

Seb. Nun fängt mir an ein Licht aufzugehen. So könnte es ja wohl der Vortheil der Buchhändler erfordern, zuweilen schlechte Bücher zu verlegen.

Mag. Dis könnte wohl seyn, wenigstens scheint es nicht, als ob sie sich sonderlich darum zu bekümmern hätten, ob die Bücher gut sind, oder nicht.

Erster Theil.

G

Seb.



Seb. Ja, wenn das wahr ist, was Sie sagen, so müßte ich freilich von der Menge der nützlichen Bücher, über deren Daseyn ich mich gestreuet habe, alle diejenigen ablesen die die Convenienz der Schriftsteller und die Laune der Buchhändler zur Welt bringt.

Mag. Und rechnen Sie immer auch den größten Theil der ungeheuer großen Anzahl von Büchern ab, mit denen vermittelst unserer Uebersetzungsfabriken Deutschland überschwemmt wird.

Seb. Habe ich recht gehört? Uebersetzungsfabriken? Was soll denn das bedeuten?

Mag. Fabriken, in welchen Uebersetzungen fabricirt werden, das ist ja deutlich.

Seb. Aber Uebersetzungen sind ja keine Leinwand oder keine Strümpfe, daß sie auf einem Stuhle gewebt werden könnten.

Mag. Und doch werden sie beinahe eben so fertig, nur, daß man wie bey Strümpfen, bloß die Hände dazu nöthig hat, und nicht, wie bey der Leinwand, auch die Füße. Auch versichre ich Sie, daß keine Lieferung von Hemden und Strümpfen für die Armee genauer bedungen wird, und richtiger auf den Tag muß abgeliefert werden, als eine Uebersetzung aus dem französischen, denn dies wird für die schlechteste, aber auch für die gangbarste Waare, in dieser Fabrik geachtet.

Seb.

Seb. Alles was Sie mir sagen, ist mir unerhört. Also giebt es unter den Uebersetzungen, und unter den Uebersetzern auch wohl einen Rang oder Unterschied.

Mag. Allerdings! Ein Uebersetzer aus dem englischen ist vornehmer, als ein Uebersetzer aus dem französischen, weil er seltener ist. Ein Uebersetzer aus dem italienischen läßt sich schon bitten, ehe er zu arbeiten anfängt, und läßt sich nicht allemahl den Tag vorschreiben, an dem er abliefern soll. Einen Uebersetzer aus dem spanischen aber, findet man fast gar nicht, daher kommt es auch, daß zuweilen Leute aus dieser Sprache übersehen, wenn sie sie gleich nicht verstehen. Uebersetzer aus dem lateinischen und griechischen sind häufig, werden aber gar nicht gesucht, daher bieten sie sich mehrentheils selbst an. Außerdem giebt es auch Uebersetzer, die zeitlebens gar nichts anders thun als übersehen; Uebersetzer, die ihre Uebersetzungen in Recensurstunden zur Erholung machen, wie die Frauenzimmer die Nadelarbeit, Marly und Jilet; Vornehme Uebersetzer, diese begleiten ihre Uebersetzungen mit einer Vorrede, und versichern die Welt, daß das Original sehr gut sey; Gelehrte Uebersetzer, diese verbessern ihre Uebersetzungen, begleiten sie mit Anmerkungen und versichern, daß es sehr schlecht sey, daß Sie es aber doch leidlich gemacht hätten; Uebersetzer, die



durch Uebersetzungen Originalschriftsteller werden, diese nehmen ein französisches oder engländisches Buch, lassen Anfang und Ende weg, ändern und verbessern das übrige nach Gutdünken, setzen ihren Namen feck auf den Titel, und geben das Buch für ihre eigene Arbeit aus. Endlich giebt es Uebersetzer, die ihre Uebersetzungen selbst machen, und solche die sie von andern machen lassen.

Seb. Sie vergeßen, dünkt mich, noch einen wichtigen Unterschied, unter den Uebersetzern, die die Sache und beide Sprachen verstehen, und denen, die nichts davon verstehen. Ich glaube diesen Unterschied bey den wenigen Uebersetzern gemerkt zu haben, die neue Uebersetzungen der Apocalypse versuchten.

Mag. Vielleicht mag dis bey der Apocalypse einen mercklichen Unterschied machen, aber bey unsern gewöhnlichen Uebersetzungen aus dem französischen und dem engländischen wird so genau darauf nicht geachtet.

Seb. Aber ich dünkte dis wäre das vornehmste, worauf besonders der Verleger, seines eigenen Nutzens wegen, Acht haben müste.

Mag. Keinesweges! Hieran denkt er gemeinlich gar nicht, oder sehr wenig. Wenn er drey Alphabete in groß Octav oder in groß Quart zu Completierung seiner Meße noch nöthig hat, so sucht er
unter

unter allen neuen noch unübersetzten Büchern von drey Alphabeten dasjenige aus, dessen Titel ihm am besten gefällt. Hat er einen Uebersetzer gefunden (welches eben nicht schwer ist), der noch drey Alphabete bis zur nächsten Messe zu übersetzen Zeit hat, so handeln sie über den armen Franzosen oder Engländer, wie zween Schlächter über einen Ochsen oder Hammel, nach dem Ansehen, oder auch nach dem Gewichte. Wer am theuersten verkauft, oder am wohlfeilsten einkauft hat, glaubt, er habe den besten Handel gemacht. Nun schleppt der Uebersetzer das Schlachtopfer nach Hause, und tödtet es entweder selbst, oder läßt es durch den zweyten oder dritten Mann tödten.

Seb. Durch den zweyten oder dritten Mann?
Wie ist das zu verstehen?

Mag. Dis ist eben das fabrikenmäßige bey'm Uebersetzen. Sie müssen wissen, daß es berühmte Leute giebt, die die Uebersetzungen im Großen entrepreniren, wie ein irrländischer Lieferant das Pöckelfleisch für ein spanisches Geschwader, und sie hernach wieder an ihre Unterübersetzer austheilen. Diese Leute haben von allen neuen übersetzbaren Büchern in Frankreich, Italien und England die erste Nachricht, wie ein Mäkler in Amsterdam Nachricht von Ankunft der ostindischen Schiffe im Texel hat. An diese wenden



sich alle Buchhändler, die Uebersetzungen haben wollen, und sie kennen wieder jeden ihrer Arbeiter, wozu er zu gebrauchen ist, und wie hoch er im Preise steht. Sie wenden ihnen Arbeit zu, bestrafen sie wenn sie säumig sind mit Entziehung ihrer Protection, merzen die Fehler ihrer Uebersetzungen aus, oder bemänteln sie mit ihrem vornehmen Namen, denn mehrentheils sind Entrepreneurs von dieser Art stark im Vorredensschreiben. Sie wissen auch genau, wie viel Fleiß an jede Art der Uebersetzung zu wenden nöthig ist, und welche Mittel anzuwenden sind, damit ihre Uebersetzungen allenthalben angepriesen, und dem berühmten Manne öffentlich gedanket werde, der die deutsche gelehrte Welt damit beglückt hat.

Sch. Sie wissen, wie viel Fleiß an eine jede Art der Uebersetzung zu wenden nöthig ist? Gehört denn nicht einerley Grad von Fleiße zu jeder Uebersetzung, wenn sie in ihrer Art gut seyn soll?

Mag. Keinesweges! Dis kann nach den Umständen sehr verschieden seyn. Z. B. Zu theologischen Büchern thut gemeiniglich ein Hochwürdiger Herr einem Buchhändler den Vorschlag, sie unter seinem Namen und mit seiner Vorrede übersetzen zu lassen, es versteht sich aber, daß er das Buch nicht selbst übersetzt, sondern er giebt es gegen zwey Drittheile der mit dem

dem Verleger abgeredeten Bezahlung, an einen seiner Arbeiter ab. Dieser verdingt es gemeiniglich gegen drey Viertel theil dessen was ihm der Hochwürdige Herr gönnen will, an einen dritten, der es zuweilen, wenn die Fabrik stark gehet, an einen vierten gegen fünfzehn Sechzehnteile dessen was er bekommt, abläßt. Dieser übersetzt es wirklich, so gut oder schlecht er kann. Bey diesen Beweisen daß der Mesias schon gekommen ist, bey biblischen Geschichten in zwölf Bänden, bey voluminösen Dogmatiken, bey Predigten aus dem französischen oder engländischen übersetzt, kann dis ohne Bedenken gewagt werden, denn die Leser, die solche Bücher lesen, merken nicht, ob irgendwo etwas falsch sey, und die theologischen Kunstrichter sind nicht so schlimm, daß sie durch den Namen eines berühmten Vorredners oder durch ein höfliches Schreiben eines Bruders im Herrn, nicht soiten zur Duldung und Schonung einer schlechten Uebersetzung bewegt werden können. Die Ausgaben der Uebersetzungen historischer Werke, Reisebeschreibungen u. d. gl. sind meistens das Werk der Buchhändler, die sich dazu einen Wohlgebohrnen oder Hochedelgebohrnen Herrn aussuchen, weil in diesem Fache die Uebersetzungsentrepeneure nicht so häufig sind, als im theologischen Fache. Doch werden solche Ue-



Uebersetzungen gemeinlich auch an Unterarbeiter ausgeheilt. Diese müssen sich aber schon mehr in Acht nehmen, daß sie wenigstens die eigenen Namen richtig übersetzen und die Jahrzahlen recht abschreiben, denn auf solche Sachen lauren unsere historische Meccenzenten wie Falken. Dagegen ist auch nicht so viel daran gelegen, wenn sie die Vorstellungen der Begebenheiten und die eingestreute Reflexionen etwas flüchtig und schielend übersetzen, denn sie werden auf die Art der Schreibart einiger deutschen Geschichtschreiber desto ähnlicher, die in ihrer Freunde gelehrten Zeitungen und Journalen gewohnt sind am lautesten gelobt zu werden. Aber neue Komödien und neue Romane muß meistens der selbst übersetzen, der als Uebersetzer bekannt seyn will, denn diese Bücher kommen als zu vielen Lesern in die Hände, und die Kunsttrichter sind hier gleich bei der Hand, und lassen sich selten durch einen berühmten Namen vom Tadel abschrecken.

Seb. Ich erstaune immer mehr über das was Sie mir sagen. Es ist mir, als ob Sie von einer andern Welt redeten. Sie können auch unmöglich Deutschland im Sinne haben.

Mag. Sie vielmehr kommen aus einer andern Welt, aus der schönen Welt der Imagination, wo jeder

jeder berühmte Mann viele Verdienste hat, wo jeder Schriftsteller zu Untersuchung der Wahrheit schreibt, wo die Vorreden wahre Nachrichten vom Buche enthalten, wo niemals ein Journalist den Schriftsteller dem er nicht wohl will anschwärzt, wo kein beleidigter Schriftsteller Cabalen macht, wo ein Lehrer der Tugend auch allemahl tugendhaft, und ein Lehrer der Weisheit weise ist. Mein lieber Freund! träumen Sie nicht fort, so angenehm Sie auch träumen mögen, sehen Sie um sich herum, was in Deutschland vorgeht, so werden Sie finden, daß das, was ich Ihnen sage, keine Erdichtung ist.

Seb. Nun wenn auch jemand einmahl so etwas unternähme, so kann doch das Publicum nicht lange in der Verblendung bleiben, und denn wird es aus mir der Fabrik seyn.

Mag. Unser Publicum ist sehr nachsehend, zumahl bey dicken Büchern, welches diejenigen sind, die die Uebersetzer von Profession am liebsten wählen. Ich versichere Sie, daß wenigstens der dritte Theil der deutschen Bücher auf diese Art fabricirt wird. Denn ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß beinahe die Hälfte der neuen deutschen Bücher Uebersetzungen sind, und ich sage gewiß zu wenig, wenn ich nur zwey Drittel der Uebersetzungen als Fabrikarbeit ansehe.

G 5

Seb.



Seb. Gott behüte! Die Hälfte unserer neuen Bücher sind Uebersetzungen? Was wird denn alles übersetzt.

Mag. Was? Vogen und Alphabete! Was da, rauf steht, darum bekümmert sich weder Verleger noch Uebersetzer, zum höchsten der Leser, wenn er will und kann.

Seb. Allein da wird denn auch der Leser gemeiniglich sehr unzufrieden seyn.

Mag. Ach nicht doch! Die Leser der Uebersetzungen sind gutwillige Seelen. Sie haben gegen alles was schwarz auf weiß gedruckt ist, eine große Ehrerbietung. Und wenn ihnen auch etwas nicht recht gefällt, so nehmen sie die Schuld selbst auf sich, und zählen Uebersetzer und Verfasser los. Kein deutscher Leser wird das Unglück einer neuen Uebersetzung machen, so wenig als noch ein deutsches Vaterland jemals eine neue übersehte Komödie ausgepiffen hat.

Seb. Aber wenn auch niemand es merket, so ist es doch allemahl einem Gelehrten unanständig, die Gelehrsamkeit bloß zu einem schimpflichen Gewerbe zu machen, und die Fortpflanzung der Wahrheit und Tugend ganz aus den Augen zu setzen.

Mag. Seyn Sie aus alzugroßer Gerechtigkeit nicht ungerecht. Unser Vaterland kann von den Gelehrten

lehrten nicht mehr fodern, als es um sie verdient. Wo ist das deutsche Land, wo ein deutscher Gelehrter als Gelehrter leben kann? Wo ist es möglich, ohne besonders glückliche Umstände, die Muße zu finden, die ein Schriftsteller braucht, wenn er in seiner Kunst groß werden will. Unser bestes wünschenswürdigstes Schicksal ist ein Amt, in dessen Erwartung wir verhungern müssen, wenn wir kein Erbtheil zugesetzt haben, und bey dem wir, wenn wir es erhalten haben, vor vieler Amtsarbeit, alle Gelehrsamkeit vergessen. Unsere beste Schriftsteller haben zuweilen, die Muße, die sie zu ihren vortreflichsten eigenen Werken nöthig gehabt haben, durch fabrikenmäßige Uebersetzungen, kümmerlich verdienen müssen. Es ist leider fast gar kein anderes Mittel da, um einen Gelehrten der kein Amt hat und kein Amt bekommen kann, vor dem Hunger zu verwahren.—Verlangen Sie nicht mehr, als wir leisten können.

Seb. Das Bild das Sie machen ist sehr traurig. Aber ich bleibe dennoch dabey, daß Entwicklung und Verbreitung der Wahrheit die Hauptpflicht eines Autors sey. Ich würde niemals daran gedacht haben, einen Commentar über die Apocalypse zu schreiben, wenn ich nicht geglaubt hätte, unbekannte nützliche Wahrheiten entdeckt zu haben.

Mag.



Mag. Die auch trotz ihrem Commentar unbekannt bleiben werden. Denn glauben Sie mir, Dengel ist im Besitze des apocalyptischen Reichs, aus dem Sie ihn nicht vertreiben werden. Wir haben in Deutschland noch kein Beyspiel, daß einem abgesetzten Dorfsparrer mehr wäre geglaubt worden, als einem Prälaten.

Seb. Ich kan über das Schicksal meines Commentars ruhig seyn. Genug wenn ich die Wahrheit sage, wie ich sie erkenne, und weil es Wahrheit ist, und nicht deswegen, weil ich mit einem Buchhändler einen Contract gemacht habe ihm fünfzig Bogen zu liefern. Wohin soll es mit der deutschen Gelehrsamkeit kommen, wenn der größte Theil der Schriftsteller nicht die Beförderung der Gelehrsamkeit, sondern die Beförderung ihres Ruhms und Nutzens sucht.

Mag. Und wohin soll es mit der deutschen Gelehrsamkeit kommen, wenn deutsche Gelehrsamkeit in unserm eigenen Vaterlande ein Schimpf ist, wenn das sicherste Mittel zu darben ist, sich auf Kenntnisse zu legen, die die Seelen unserer Mitbürger erleuchten, aber nicht ihren Wollüsten dienen, oder ihrenbeutel füllen können, wenn kein einziges Mittel übrig bleibt, dem Gelehrten, der weder Kuppler noch Plusmacher seyn will, in der Welt sein Auskommen zu geben,
wenn

wenn man uns recht zu belohnen denkt, sobald man uns auf eine Universität schickt, wo wir unsere nöthige Einkünfte von dem Wohlwollen einer unwissenden und ungezähmten Jugend suchen müssen, oder uns in ein Amt versetzt, wo uns alles was wir gelernt haben, unnütz ist, und wo uns die edle Empfindsamkeit, welche durch die Wissenschaften in unsern Seelen verbreitet worden, die Ausübung dieses Amtes weit beschwerlicher macht, als einem rohen Diener der Absichten jedes Gewaltigen im Lande.

Seb. Ich bin ganz außer mir, über alles^{was} ich hören muß. So schlecht siehet es mit der Gelehrsamkeit in Deutschland aus? Wohin soll es mit Wahrheit und Tugend kommen, wenn die Gelehrten, die derselben Herolde seyn sollten, nur Eigennuß und Eigenslob suchen? Wie soll unser Vaterland durch die Wissenschaften erleuchtet werden, wenn man sie zu einem niedrigen Gewerbe misbraucht? Nein! dis ist mir ein unerträglicher Gedanke.

Mag. Geben Sie sich zufrieden! Was ist der deutschen Gelehrsamkeit damit geholfen, wenn ein paar arme Correctoren eine unruhige Nacht haben. Wir wollen uns die Fehler unserer Litteratur und unserer Gelehrten nicht verhehlen, aber wir wollen auch das entschuldigen, was, ohne die Schuld unserer Gelehrten, nicht anders seyn kann. Hier

Hiermit gab der Magister dem Gebaldus die Hand, und wünschte ihm eine gute Nacht.

Zweyter Abschnitt.

Gebaldus brachte der Ermahnung des Magisters ungeachtet, die Nacht sehr unruhig zu, und besuſetzte noch den folgenden Tag den unvollkommenen Zustand der deutschen Gelehrsamkeit und das Schicksal der deutschen Gelehrten. Nachmittag ging er zu seinem Freunde Hieronymus, um ihm sein gestriges Gespräch mit dem Magister zu erzählen, und ihn zu fragen, ob desselben Nachrichten zuverlässig wären.

Ich finde sagte Hieronymus, daß der Hr. Magister von allen diesen Dingen sehr wohl unterrichtet ist, aber warum beunruhigt Sie diese Erzählung, die freilich nur allzu wahr ist, so gar sehr.

Seb. Es kränket mich, daß ich von der Hochachtung, die ich für die deutsche Gelehrsamkeit und für die deutschen Gelehrten hege, so viel ablassen muß. Ich habe beständig, einen Mann der ein Buch schreiben kann, mit Ehrfurcht angesehen, und den ganzen Haufen der Schriftsteller habe ich mir als eine Anzahl einsichtsvoller und menschenfreundlicher Leute vorgestellt, die beständig beschäftigt wären, alles was der mensch-

menschlische Verstand edles schönes und wissenstüchtiges hervorbringen kann, zu erforschen, und es zur Aufklärung des menschlichen Geschlechts in ihren Büchern öffentlich bekannt zu machen. Nun thut es mir weh, daß ich sie als einen Haufen geschäftiger Schmierer ansehen soll, die Wahrheit und Einsicht zu einem schimpflichen Gewerbe machen, das bloß ihren eigenen Ruhm, Nutzen oder Nahrung zum Zwecke hat.

Zier. Und es thut ihnen um desto weher, weil sie selbst in die Zahl der Schriftsteller zu treten gedenken!—Nicht wahr?—Aber trösten sie sich, alle Schriftsteller und Uebersetzer sind nicht so beschaffen, wie sie Ihr Magister beschrieben hat. Er hat nur von neun Zehentheilen geredet. Es ist noch das zehnte Zehentheil übrig, würdige gelehrte Männer, die es wirklich mit dem Fortgange der Wissenschaften gut meinen, welche der Eitelkeit und den Vergnügungen der Jugend entsagen, um sich gründliche Kenntnisse zu erwerben, und welche Mächte durchwachen um ihre Nebenmenschen, klüger, weiser, erleuchteter und gesitteter zu machen. In deren Gesellschaft zu treten, dürfen Sie sich nicht schämen.

Seb. Und dieser wäre nur eine so geringe Anzahl? Wenn Sie die Anzahl der nützlichen Bücher so gering machen,

machen, wissen Sie wohl, daß Sie sich selbst erniedrigen.

Hier. Wie so?

Seb. Ich habe immer der Buchhandlung vor allen Arten der Handlung den Vorzug gegeben, weil ich glaube, daß durch ihre Vermittelung die gelehrten Kenntnisse unter die Menschen gebracht werden, weil sie nicht blühen kan, als wenn eine gründliche und nützliche Gelehrsamkeit blühet.

Hier. Da haben sie einen sehr falschen Begriff von der Buchhandlung. Sie stehet nur in rechtem Flore, wenn die Leute sehr dumm sind.

Seb. Wenn die Leute sehr dumm sind? Das kann ich nicht begreifen. Dumme Leute werden ja keine Bücher kaufen.

Hier. Weswegen nicht? Sie kaufen dumme Bücher, und die sind in größerer Anzahl und machen größere Bände aus. Es ist auch viel leichter und bequemer für dumme Leute zu schreiben und zu verlegen, als für kluge. Sehen Sie nur meine Collegen die Buchhändler in den katholischen Provinzen an, die zum Theile reicher sind, als alle protestantische Buchhändler, die jetzt die Messe besuchen. Sie finden in ihren Verzeichnissen schöne Folianten über das Jus canonicum, herrliche Fasten- und Fronleichnamspredigten, derbe Con-

tro-

roverspredigten wider alle Keger, tröstliche Legenden der Heiligen, Gebetbücher und Breviarien in Menge, aber oft kein einziges vernünftiges Buch, das ich, so einfältig auch meine liebe Vaterstadt ist, in meinen Buchladen legen, oder Sie, wenn Sie noch so reich wären, in Ihre Bibliothek würden setzen wollen. Oder haben Sie wider Vermuthen (hier ergriff er ein auf seinem Pulte liegendes Bücherverzeichnis) Lust J. V. folgende Bücher zu kaufen: Laurentii von Schnüffis mirantische Mayenpfeife, mit Kupf. P. Sennenzwickels ernstliche Kurzweil für die zenonische Gesellschaft der machiavellischen Staatsflügler, worin das edle Paar Gerbrüdrichen Atheismus und Naturalismus, samt den hallerischen Gedichten dem Sileno als Riesenschrocken aufgeopfert werden. P. Dionysii von Lützenburg verbesserte Legend der Heiligen von P. Martin von Cochem. Der himmlische Gnadenbrunn St. Walburgâ. Die geistliche Sonnenblum d. i. kurze tägliche Besuchungen des allerheil. Sacraments des Altars. P. Biners Muckens Tanz der Herren Prädicenten zu Zürich um das Licht der Katholischen Wahrheit. Alexii Niederers Geistliches Seelenreg oder 150 geistreiche Betrachtungen. Bülffers mit kurzen Erster Theil. H Waaren



Waren handelnder evangel. Kaufmann, oder kurze Sonn- und Seyertagspredigten. Der christkatholische goldne Schlüssel, mit welchem die Schatzkammer der zeitlich- und ewigen Güter kann aufgesperrt werden. Hausingers geistliches Frühstück, oder auserlesene Sittenlehren, wollen Sie diese und andere dergleichen schöne Sächelgen mehr, kaufen?

Seb. Nein! was sollte ich mit dem unsinnigen Zeuge machen!

Zier. Nicht? desto schlimmer für den Buchhändler, daß Sie so klug sind, er wird sich dumme Käufer schaffen müssen, oder sein ganzer Laden wird voll bleiben.

Seb. Aber der Buchhändler sollte der Gelehrsamkeit aufhelfen, und keine andere als gute Bücher drucken und verkaufen.

Zier. Das heißt von dem Buchhändler zu viel gefordert, der sich nie nach dem Geschmack der besten Gelehrten, ja selbst nicht nach seinem eigenen, sondern nach dem Geschmacke des großen Haufens richten kan, und dieser macht es ihm nur allzuleicht, die guten Schriftsteller beynabe ganz zu entbehren.

Seb. Dies thun die Buchhändler freilich, aber sie sollten es nicht thun, sondern sollten sich billig nach dem Geschmacke der größten Gelehrten richten, und ich habe mich

nich schon oft über Sie gewundert, da Sie wissen was große Gelehrten von Büchern urtheilen, und doch schlechte Bücher drucken und verkaufen.

Zier. Mein Freund! der Geschmack der großen Gelehrten ist der Geschmack sehr weniger Leute. Der Buchhändler aber braucht sehr viele Käufer, wenn er sein Geschäft treiben soll. Daher kommt es, daß so oft Autor und Verleger bey dem besten beiderseitigen Willen, sich nicht vereinigen können. Jener will den innern Werth seines Buchs verkaufen, dieser will bloß eine Wahrscheinlichkeit des Absatzes kaufen. Jener schätzt seinen und seines Buches Werth nach dem Beifalle einiger wenigen Edlen. Dieser überlegt, ob es möglich oder wahrscheinlich sey, daß viele nach dem Buche lüstern seyn werden, ohne in Anschlag zu bringen, ob sie gelehrt oder ungelehrt, weiße oder einfältig, nach Unterricht oder nach Zeitvertreib begierig sind. Sehen Sie den Tyroler der dort geschliffne optische Gläser zum Verkauffe herumträgt. Er hat kein Flintglas und keine Dollondsche Tuben. Fragen sie ihn, warum er nicht vorzüglich sich erkundigt, was für Gläser die größten Astronomen verlangen? Er wird antworten: Ich verkaufe meine Gläser, ich bekümmere mich nicht, ob man sie in Teleskope setzt, um unbekannte Sterne zu observiren, oder in Perspective,



um einen entfernten Feind zu entdecken, oder den Freund der uns besuchen will früher zu erblicken, oder in Microscope, um im Saamenthiergen zu untersuchen, ob der erste Keim des Menschen ein Fisch oder eine Faser ist, oder in Brenngläser, um Flotten oder Tabackspfeifen anzuzünden, oder in Brillen um feine Schrift zu lesen. Soviel ist gewiß, irgendwozu muß die Waare brauchbar seyn, sonst führe ich sie nicht. Doch hat mich die Erfahrung so viel gelehret, daß Brillen stärker abgehen als Telescopien *), zumahl in meinem Lande, wo viele Leute ein bloßes Gesicht haben, und sich kein Mensch auf die Astronomie legt.

Seb. Aber es ist dennoch unrichtig, daß die Buchhandlung durch dumme Bücher in Flor kommt, denn sie

*) Daß diese Erfahrung des Zoroasters, auch schon im vorigen Jahrhunderte richtig befunden worden, zeigt die weise Frau Verlegerin eines höchst wichtigen türkisch geschriebenen Geschlechtsregisters, mit dessen Uebersetzung und Commentirung Wilhelm Schickard Professor zu Tübingen im Jahre 1628. die orientalische Geschichte aufklären wolte. Schickard glaubte gewiß, sein Buch würde viel Käufer haben, weil es nicht zu den gemeinen alle Tage vorkommenden Büchern gehörte, sondern er darin den Gelehrten von einer neuen und fremden Materie, so viel neues und fremdes berichten konnte. Aber aus dieser Ursache befürchtete die Frau Verlegerin das Gegentheil. Sie versicherte, aus der Erfahrung zu wissen, daß die Bamer Kalender viel häufiger verkauft würden, als die astronomischen Ephemeriden, aus denen sie gemacht sind. S. Lessings Beyträge zur Geschichte und Litteratur. Erster Beytrag S. 91.

sie können doch nicht läugnen, daß seitdem die Lectur in Deutschland mehr Mode geworden, die Buchhandlung mehr florire.

Zier. Das läugne ich geradezu. Zur Zeit der schönen dicken Postillen, der centnerschweren Consultationen, der Arzneibücher in Folio, der Opera omnia, der classischen Autoren und Kirchenväter in vielen Folianten, der theologischen Bedenken, der Leichenpredigten in vielen Bänden, der Labirynthe der Zeit, der Schaubühnen der Welt, war die Buchhandlung im Flor. Was gibt man uns jetzt anstatt dieser wichtigen Werke? Kleine Büchelgen von wenig Bogen, die aus Hand in Hand gehen, viel gelesen und wenig gekauft werden, wodurch denn endlich die Leser so klug werden, daß ihnen die alten Kernbücher anstinken. Sehen Sie, das ist der Vortheil, den wir Buchhändler vom Lesen der Bücher haben.

Seb. Aber das ist doch zu arg. Wenn man die Bücher nicht lesen soll, was soll man denn damit thun?

Zier. Sie zerreißen oder Wände damit tapezieren.

Seb. Gott behüte, was sagen Sie da!

Zier. Was alle Tage geschiehet. Meine besten Kunden sind Schulknaben, Handwerksburschen, Bauern, gute Mütterchen, die beten und singen und die die Knäblein und Mägdelein oft mit sich in die Wo-



chenpredigten nehmen, die denn aus langer Weile fleißig die Gebetbücher und Gesangbücher zerreißen. Die Gewürzkrämer machen auch eine wichtige Consumtion von Büchern, und in diesem Kriege sind viele Streitschriften wider die Ketzer, die mir zur Last lagen, in Patronen verschossen worden. Bände mit Büchern tappezierten, oder um gelehrter zu reden, große Bibliotheken errichten, war zu der Zeit Mode als die vorhergenannten großen Bücher noch verkauft wurden. Ist hat die leidige Sucht, Gedichte und kleine Modebücher zu lesen, die großen Bibliotheken und die schwerfällige Art zu studiren wozu große Bibliotheken nöthig waren, ganz aus der Mode gebracht, und seitdem ist eine sehr ergiebige Quelle des Reichthums der Buchhändler verstopft. Wenn auch irgend eine tüchtige Feuersbrunst einem Buchhändler aufhelfen könnte, so wird selten eine verbrannte Bibliothek wieder angeschafft.

Geb. So ist dies das Schicksal der Bücher, der Früchte des Fleißes so vieler verdienstvollen würdigen Gelehrten? Zerrissen, zu Düten verbraucht, oder vergessen, oder verbrannt zu werden? Darüber möchte man Blut weinen.

Hier. Geben Sie sich zufrieden. Wir reden von zwey ganz verschiedenen Dingen. Erinnern Sie sich nur aus ihrem Gespräche mit dem Hrn. Magister,
auf

auf welche Art die Bücher, die marktgängige Waare sind, verfertigt werden, so werden sie finden, daß sehr viele davon eigentlich noch ein schlechter Schicksal verdienen.

Seb. Wenn auch alles wahr wäre was Sie da sagen, so wünschte ich doch, daß es nicht wahr wäre.

Zier. Ich auch nicht.

Seb. Und doch sagen Sie selbst, daß es Ihr Vortheil erfordere, daß die Welt dumm bleibe.

Zier. Wenn ich als Kaufmann rede, so muß ich freilich wissen, was eigentlich mein Vortheil ist; aber ich liebe meinen Vortheil nicht so sehr, daß ich ihn mit dem Schaden der ganzen Welt erkaufen wolte. Ich liebe die Aufklärung des menschlichen Geschlechts, sie fängt auch an, sich bey uns zu zeigen; allein sie gehet noch mit sehr langsamen Schritten fort. Ich habe den Wirkungen derselben oft mit Vergnügen bis in die Winkel nachgespürt, wohin keine gelehrte Nachricht reicht. Ich merke seit einiger Zeit, daß in meiner Vaterstadt, verschiedene schlechte Bücher, die ich sonst oft verkauft habe, liegen bleiben, und freue mich darüber.

Seb. Ich frage Sie aufs Gewissen, mein lieber Freund, ist nicht ein wenig Selbstlob bey dieser Großmuth, deren Sie sich rühmen?

H 4

Zier.

Zier. Mit nichts! denn es ist gar keine Großmuth. Ich habe Correspondenz nach dummeren Städten und Provinzen, wo diese schlechte Bücher begierig gekauft werden.

Seb. Aber wenn diese auch einmahl klug werden?

Zier. Sehr wohl. Als denn bin ich ganz gefast, den Buchhandel niederzulegen, und bloß beym Kornhandel zu bleiben. Seitdem die ökonomischen Principien aus Frankreich bey uns Mode worden sind, und alles ruft: fahrt nur viel Korn weg, so werdet ihr viel haben, ist in meinem Vaterlande und in den benachbarten Gegenden so oft Kornmangel, daß es sich der Mühe belohnt, ein Kornhändler zu seyn. Auf allen Fall werden in meinem Vaterlande noch keine Zeuge zu Schlafrocken, noch keine Mützen Hüte und Strümpfe gemacht; ich kann also noch Manufacturen anlegen. Aber wehe den Buchhändlern in dummen Ländern, wo schon viel Manufacturen sind und wo die Handlung überhäuft ist. Wenn ein solch Land einmahl erleuchtet wird, so ist für sie kein Mittel zur Nahrung weiter übrig.

Seb. Aber ich habe doch gehört, daß in England und in Frankreich sich die Buchhändler bey guten Büchern sehr wohl stehen sollen.

Zier.

Hier. Das komt daher, weil in Frankreich und in England, die Classe der Schriftsteller der Classe der Leser entspricht; weil jene schreiben was diese zu lesen nöthig haben und lesen können.

Seb. Ist es denn in Deutschland nicht eben so?

Hier. Sehr selten. Der Stand der Schriftsteller beziehet sich in Deutschland beinahe bloß auf sich selber, oder auf den gelehrten Stand. Sehr selten ist bey uns ein Gelehrter ein Homme de Lettres. Ein Gelehrter ist bey uns ein Theologe, ein Jurist, ein Mediciner, ein Philosoph, ein Professor, ein Magister, ein Director, ein Rector, ein Conrector, ein Subrector, ein Baccalaureus, ein Collega infimus, und er schreibt auch nur für seine Zuhörer und seine Untergebenen. Dieses gelehrte Völkchen von Lehrern und Lernenden, das etwa 20000 Menschen stark ist, verachtet die übrigen 20 Millionen Menschen, die außer ihnen deutsch reden, so herzlich, daß es sich nicht die Mühe nimmt für sie zu schreiben, und wenn es zuweilen geschieht, so riecht das Werk gemeiniglich dermaßen nach der Lampe, *) daß es niemand

H 5

an:

*) Der Verfasser, der als ein Deutscher, sich in nichts dessen was deutsch ist schämet, bekennet gern, daß auch dieses Werk von diesem Geruche nicht wenig an sich hat. Er warnt alle Weltleute, nicht zu wagen es zu lesen.

anrühren will. Die zwanzig Millionen Ungelehrten, vergelten den 20000 Gelehrten Verachtung mit Vergessenheit, sie wissen kaum daß die Gelehrten in der Welt sind. Weil nun kein Gelehrter für Ungelehrte schreiben will, und da doch die ungelehrte Welt so gut ihr Bedürfnis zu lesen hat, als die gelehrte, so bleibt das Amt für Ungelehrte zu schreiben, endlich den Verfassern der Inseln Felsenburg, den Postillenschreibern, und den moralischen Wochenblättern, deren Fähigkeiten den Fähigkeiten der Leser, die sie sich gewählt haben, viel genauer entsprechen, als die Fähigkeiten der größten Gelehrten ihren Lesern, die daher weit mehr gelesen werden, als die größten Genien, die aber auch ihre Leser nicht um einen Daumbreit höher hinausheben, die vielmehr sehr oft nicht wenig beytragen, daß das Licht der wahren Gelehrten sich nicht auf die Ungelehrten ausbreitet. Daher sind einige Städte bey uns so helle, und ganze Länder sind in der größten Finsterniß.

Seb. Aber die Wissenschaften können nicht allemahl so faßlich vorgetragen werden, daß sie der große Haufen begreifen kan, sie würden sonst nicht allein nicht erweitert werden, sondern sie würden endlich in ein leichtes Geschwätz ausarten, das man bey halbem Hin-

Hinhören begreifen kan, aber ihre wichtigste Wahrheiten würden sie entbehren müssen, weil sie nicht durch eine flüchtige Lectur, sondern nur durch ein gründliches Studium begriffen werden können. Ich erinnere mich gehört zu haben, daß die Franzosen auf diese Art verschiedenen Wissenschaften geschadet haben, weil sie popular vortragen wolten, was sich nicht popular vortragen läßt. Man würde auch dem Gelehrten alle Begierde nach neuen Entdeckungen nehmen, wenn er nie für die Gelehrten, sondern nur für die Unwissenden schreiben sollte. Es müssen also gelehrte Bücher, bloß für Gelehrte geschrieben werden.

Hier. Ganz recht! Nur wenn die Nation durch die Schriften der Gelehrten soll erleuchtet werden, so muß sich die Anzahl der bloß für Gelehrten geschriebenen Bücher, zu den für das ganze menschliche Geschlecht geschriebenen Büchern verhalten, wie die Anzahl der Gelehrten zu dem übrigen menschlichen Geschlechte, vielleicht wie 1 zu 1000, vielleicht wie 1 zu 2000. Ich befürchte aber, es wird in Deutschland gerade umgekehrt seyn.

Seb. Aber wenn nun bey uns in Deutschland die Anzahl der Gelehrten größer ist, die sich fähig finden, durch neue Erfindungen die Gränzen der Wissenschaften

ten zu erweitern, als derer die sich fähig finden, die schon erfundenen Wahrheiten für das Publicum faßlich zu machen?

Hier. Ich zweifle, daß deshalb die deutschen Gelehrten bloß für Gelehrten schreiben, weil sie viel neue Entdeckungen zu machen hätten. Es sind in Deutschland nach einer gewiß nicht zu starken Berechnung seit hundert Jahren 400 bis 500 Logiken geschrieben worden; vielleicht in dreym oder vieren mag diese Wissenschaft durch neue Entdeckungen seyn bereichert worden, die übrigen schreiben sich aus, und auf höchste haben sie einige Definitionen verändert, und einige Lehrsätze anders eingekleidet, und dies sind die neuen Erfindungen worauf sie stolz thun. Sind solche Entdeckungen wohl der Mühe werth? und wäre es nicht besser gewesen, wenn die, die so wenig entdecken konnten, sich lieber beflissen hätten, das schon entdeckte gemeinnützig zu machen? Es kommt mir vor, als ob in Deutschland in den beiden vorigen Jahrhunderten Materialien zu dem großen Gebäude der Wissenschaften wären gesammelt worden, die aber in ziemlicher Unordnung untereinander herumlagen, Quadersteine, Backsteine, Dachziegel, Balken, Bretter, Eisenwerk u. s. w. Im vorigen Jahrhunderte war die Beschäftigung der Gelehrten, die Materialien abzusondern, und

und jede Art in zierliche Schichten übereinander zu setzen. In diesem Jahrhunderte hätten Baumeister kommen sollen, die aus diesen Materialien, dem menschlichen Geschlechte zum besten, Gebäude gebauet hätten. Aber jeder Gelehrte fährt fort, sein Schichtchen Backsteine vor sich her dicht aufeinander zu legen, und nennt es ein Lehrgebäude. Ist jemand so glücklich auf seinem Spaziergange ein paar einzelne Steine zu finden, und sie in guter Ordnung zu seinem Häufchen hinzuzulegen, so heißt er ein Erfinder. Derjenige der große Quadersteine in Gräben neben einander wälzt, daß sie einmahl künftig einem Gebäude zum Grunde dienen könnten, heißt ein tiefsinniger gründlicher Mann. So thun unsere sämtliche Gelehrten nichts, als Materialien in Ordnung bringen und einen Grund legen. Fängt aber jemand an, aus den verschiedenen großen Haufen Materialien die Jahrhunderte lang dicht aufeinander gelegen haben, auf den schon gelegten Grund ein Gebäude zu bauen, so verspottet man ihn als einen leichten Kopf, der Materialien und Grund von andern nimmt, und dessen Ordnung voller Lücken ist. Man bedenkt nicht, daß durch diese Lücken das Licht in das Gebäude fällt, und daß durch dieselben, Menschen in das Gebäude hineingehen können, dahingegen in den dichten Haufen weder Licht noch Wärme dringen.



bringen und keine menschliche Creatur darin wohnen konnte. Man sollte nicht zufrieden seyn, jede Wissenschaft vor sich in ein Lehrgebäude zu ordnen, sondern eine jede Wissenschaft sollte billig auf alle andere, und alle zum Besten der menschlichen Gesellschaft angewendet werden.

Seb. Aber ich wiederhole noch einmahl, die Wissenschaften würden seicht werden, wenn man nicht fortführe ihre Theorien zu untersuchen. Wohin soll es endlich mit ihnen kommen, wenn man bloß das, was davon dem gemeinen Haufen faßlich ist, bearbeiten will?

Zier. Und wohin soll es endlich mit der Beförderung der Entwicklung aller Kräfte des Geistes, mit der Erleuchtung des ganzen menschlichen Geschlechts kommen, die der vorzüglichste Zweck der Wissenschaften ist, wenn die Gelehrten bloß für sich, und jede Art von Gelehrten besonders für sich, in ihrem kleinem Zirkel bleiben, und den großen Zirkel der übrigen ganzen Nation ihrer Aufmerksamkeit unwürdig halten wollen. Es können zwar immer einige Gelehrten von Profession bleiben, davon jeder über seine Wissenschaft einzeln nachdenkt, und seine Bemerkungen den Gelehrten mittheilet. Aber haben denn die Gelehrten gar keine Pflichten gegen das übrige menschliche Geschlecht?

schlecht? Der Bauer der das Feld besäet, der Weber der Zeuge bereitet, der Maurer der Häuser bauet, der Kaufmann, der die zur Nothwendigkeit und Bequemlichkeit gereichenden Dinge zusammenbringt, tragen jeder durch ihren Fleiß das ihrige zum gemeinen Besten bey, und auch die Gelehrten werden durch sie genähret, bekleidet, vor den Ungemächlichkeiten des Wetters bewahrt, und mit Bequemlichkeiten versehen; sollten die Gelehrten nun ein Recht haben, ihre Einsichten beständig nur unter sich zu behalten, und sie nie diesem geschäftigen Theile der Nation, für die Wohlthaten, die sie täglich von ihm empfangen, mitzutheilen. Sie können dieses nicht allein dadurch thun, wenn sie gewisse gemeinnützige Wahrheiten faßlich vortragen, welche Beschäftigung viele Gelehrten deshalb verachten, weil sie glauben, daß nur mäßige Geschicklichkeit dazu gehöre. Es giebt vielmehr noch eine höhere Art der Gemeinnützigkeit, die Genie, Gelehrsamkeit, Anstrengung aller Geisteskräfte erfordert, und die man dadurch erreicht, wenn man, wie ich schon gesagt habe, nicht allein jede Wissenschaft vor sich selbst, sondern auch in Absicht auf alle andere, und alle in Absicht auf die menschliche Gesellschaft betrachtet. Hierin fehlen die meisten deutschen Schriftsteller, die ihre Wissenschaft zwar aus dem Grunde verstehen, aber
 sie



sie bloß allein für sich, und nie in dem Zusammenhange der übrigen Wissenschaften, und nie in Absicht auf den Nutzen des menschlichen Geschlechts, betrachten. Ein Criminalist ist ein grundgelehrter Mann, wenn er alle Ausgaben der peinlichen Halsgerichtsordnung mit ihren Commentarien durchgelesen und verglichen hat, und genau zu bestimmen weiß, in welchem Falle, und im wie vielstem Grade man zur Tortur schreiten soll. Er hält den für einen schwachen Kopf, der noch erst untersuchen will, ob ein Erforschungsmittel der Wahrheit, das im Heil. Römischen Reiche schon vor mehr als zweyhundert Jahren durch Gesetze vorgeschrieben worden, unzulänglich ja gar unmenschlich seyn könne. Ein Lehrer des deutschen Kirchenrechts wird mit größter Gründlichkeit und Belesenheit beweisen, daß im Heil. Römischen Reiche nur zwey Religionen existiren dürfen, und daß es reichsgesekwidrig sey, wenn derjenige, der keiner dieser beiden Religionen beyfällt, nicht sogleich des deutschen Vaterlandes verwiesen werde. Laß den friedfertigen Gottesgelehrten, laß den menschenfreundlichen Philosophen, laß den einsichtsvollen Politiker dawider auftreten, und versichern, wahre Religion, Wohl des Menschen, und Wohl des Staats erfordere, daß man niemand dogmatischer Lehren

Lehren wegen verdamme, und keinen Keger, sobald er ein guter Bürger ist, aus dem Lande jage, er wird sie bloß bedauern, daß sie in der Kenntniß des deutschen Kirchenrechts so unwissend sind; laß sie sich auf die gesunde Vernunft berufen, er wird voll Verachtung antworten, daß man so wenig das deutsche Kirchenrecht als das deutsche Staatsrecht, nach der Vernunft, sondern nach dem Herkommen beurtheilen müsse. Eben so samlet der Geschichtschreiber eine Menge Facten, ohne Wahl und Absicht, ohne daraus Philosophie, Politik oder Kenntniß des Menschen zu erläutern, und der Philologe giebt klassische Autoren heraus, samlet Lesarten und berichtigt Varianten, ohne ein einzigmahl seine Leser auf den Geist der alten Schriftsteller, auf den Zweck warum sie geschrieben haben, zu führen. Wenn ich nicht gewohnt wäre, weder im Guten noch im Bösen von Gottesgelehrten zu reden, so würde ich die anführen, die mit ihren Nebengottesgelehrten beständig Dogmatik, Exegese und Polemik wechseln, ohne jemals zu überlegen, welchen Einfluß Dogmatik, Exegese und Polemik auf die Verbesserung des menschlichen Gelftes haben könne, und wie sie sich gegen Geschichte, Philosophie und Politik verhalten. Wenn jemals die deutschen Schriftsteller anfangen, die Wissenschaften

Erster Theil.

I

aus



aus solchen Augenpunkten zu betrachten, so werden sie sie mit weit glücklicherm Erfolge erweitern, als durch trockne Compendien, leere Speculationen und absichtlose Compilationen, sie werden für Kenner schreiben, und doch den Lesern aus allen Ständen interessant werden. Selbst durch dieses Interesse, werden sie alle Arten von Lesern zum Studiren wissenschaftlicher Kenntnisse ermuntern, so werden sich die Wissenschaften in mehrere Stände ausbreiten, und gelehrte Schriftsteller werden den mehr erleuchteten Lesern faßlich schreiben können, ohne der seichten Denkungsart des großen Haufens zugesallen, eine unrechtverstandene Popularität zu affectiren.

Seb. Ich finde, daß Sie vollkommen Recht haben. Ich kenne keinen höhern Nutzen der Wissenschaften, als die Erleuchtung des menschlichen Geschlechts. Aber hiezu haben gewiß vortrefliche deutsche Schriftsteller auch das Ihrige beygetragen, ich darf ihnen nur aus dem Fache, das ich kenne, die würdigen Gottesgelehrten unsers Vaterlandes ins Gemüth bringen, die sich mit glücklichem Erfolge bemühet haben, Dogmatik, Exegese und Polemik, nach dem Nutzen und dem Schade, den sie dem menschlichen Geschlechte bringen können, zu betrachten.

Zier

Hier. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich vor keinem Gottesgelehrten urtheilen will: aber ich verehere die großen Schriftsteller in allen Wissenschaften, die von philosophischen und menschenfreundlichen Absichten belebt, mehrere Wissenschaften zugleich überschauen, und das wahre Verhältniß einer jeden zur allgemeinen Erkenntniß zu bestimmen suchen. Deutschland hat einige, und sie sind vortreflich, aber sie sind in sehr geringer Anzahl. Die meisten deutschen Schriftsteller, sind voll pedantischen Stolzes, nur bemühet, den Theil der Wissenschaften den sie lehren, er mag nun klein, unbeträchtlich, ja wohl schädlich seyn, als den wichtigsten auszugeben, und ihm dünkt, um zu meinem vorigen Gleichnisse zurück zu kommen, daß der kleine Haufen Steine den sie sammeln und Stein über Stein aufstapeln, wichtiger und nützlicher sey, als das größte Gebäude.

Seb. Mein Freund! Sie sind wirklich gegen die deutschen Gelehrten ungerecht, und nehmen Sie es mir nicht übel, fast muß ich glauben, dis komme von ihrem Stande her. Sie selbst haben die Tiefen der Gelehrsamkeit nicht erforschet, und wissen also auch nicht, wie ein wahrer Gelehrter eigentlich beschaffen ist. Ein wahrer Gelehrter siehet alle Gegenstände der menschlichen Erkenntniß in einem weit hellern

3 2

Lichte

Sichte, als ein Ungelehrter, und kan daher von ihrem Werthe und Unwerthe besser urtheilen; er wird nie die Wissenschaft in der er arbeitet höher achten, als sie es werth ist, oder deshalb die andern Wissenschaften, wenn sie wichtiger sind, vernachlässigen. Die Wissenschaften, mein lieber Herr Hieronymus, sind durch ein allgemeines Band verbunden, und wer bloß seine Wissenschaft schätzen wollte und die andern nicht, handelte so thöricht, daß sich dies von keinem wahren Gelehrten vermuthen läßt. Lernen Sie die Gelehrten besser kennen.

Zier. Haben sie den Messcatalogus von dieser Messe schon gelesen.

Seb. Wie kommen Sie darauf? Nein noch nicht.

Zier. Wir wollen einmahl die Beschaffenheit der neuen deutschen Bücher aus diesem Catalogus beurtheilen. Lassen Sie uns einmahl zusammenrechnen, wie viel von jeder Art der Wissenschaften Bücher herausgekommen sind, und hernach darüber Betrachtungen anstellen.

Seb. Sehr gern. Dis wird Sie am besten widerlegen. Wahre Gelehrten sehen allemahl, das lasse ich mir nicht ausreden, auf dasjenige was dem Ganzen vortheilhaft ist, nicht, was ihnen insbesondere gefällt.

Sie

Sie fingen also an den Weßkatalogus durchzugehen, und fanden 350 Uebersetzungen *) aus verschiedenen Sprachen, 85 neue Stücke von Journalen, 40 Compendien und Lesebücher, 74 Dissertationen und Programmen, 53 Bände Predigten, 67 theologische Bücher von allerhand Art, aber nur 9 Juristische, weil die Anweisungen zum Reichsproceß und zum Criminalproceß schon oben unter den Compendien gerechnet worden, 23 medicinische Bücher, 16 Wochenblätter, 5 Geschichtsbücher, 37 diplomatische Bücher, 17 Romanen, meistens in Erfurt, Dresden und Regensburg gedruckt, 31 Gedichte, 3 mathematische Bücher, 1 physicalisch Buch und 15 aus der Naturhistorie. Hingegen fanden sie nur zwey einige Wochen vor der Messe erschienene Bücher, worin die Wissenschaften in ihrer Verbindung und in Verhältniß auf die Menschheit betrachtet wurden, und von diesen versicherten verschiedene gelehrte Zeitungen, voller Verachtung, daß ihre Verfasser leichte Köpfe wären, die keine gründliche Einsichten in die Wissenschaften hätten,

§ 3

*) Diejenigen, denen etwa die Anzahl der Uebersetzungen und Journale, nach Proportion allzustark dünken sollte, müssen bedenken, daß es eine Michaelmesse war. Denn wenn auch einige Schriftsteller im Sommer spazieren gehen, so arbeiten doch Uebersetzer und Journalisten, im Sommer und Winter, mit gleicher Thätigkeit fort.

ten, und bloß durch das geringe Verdienst einer guten Schreibart, bey dem gelehrten Pöbel Beyfall erschlichen.

Hieronymus ging in ein Nebenzimmer, um diese Zeitungsstücke zu suchen, weil er aber dabey etwas verweilte, hatte **Sebaldu**s indessen eiligst 13 Titel von neuen Büchern über die Apocalypse, die er sich bey'm Durchsehen des Catalogus heimlich mit dem Nagel gezeichnet hatte, auf einen Zettel ausgezogen, mit dem er dem **Hieronymus** entgegen kam, und ihn sehr angelegentlich bat, ihm diese Bücher zu leihen. Der gefällige **Hieronymus** fing gleich an zu suchen, und kaum hatte er sie herbey geholt, als **Sebaldu**s, des bisherigen Gesprächs ganz uneingedenk, sie unter den Arm nahm und damit nach Hause eilte, wo er nicht ruhte, bis er eins nach dem andern durchgelaufen hatte.

Den dritten Tag brachte er dem **Hieronymus** die Bücher zurück, und nahm sich unterwegs vor, seinem Freunde zwar für die Bücher zu danken, aber ihm doch wegen seiner irrigen Meinung, von der partheyischen Achtung der Gelehrten für ihre Lieblingswissenschaft, den Kopf zurechte zu setzen; allein er fand zu seinem Misvergnügen, daß der gute **Hieronymus** bereits abgereiset war; daher er sowohl seinen Dank als seine Ermahnung bey sich behalten mußte. Drit-



Dritter Abschnitt.

Zwischen konnte Sebaldu die Gespräche, die er mit dem Magister und mit dem Hieronymus gehalten hatte, gar nicht vergessen. Er sollte die ganze Idee, die er sich von dem Zwecke des gelehrten Lebens, und von dem Zustande der deutschen Schriftstellerei gemacht hatte, ändern. Er sollte glauben, daß der größte Theil der Schriftsteller von Profession, nicht so uneigennützig als er selbst, bloß um die Ausbreitung der Wahrheit besorgt wären. Dies war ihm unersäglich. Er redete also mit jedem von dieser Sache, der ihm vorkam. Besonders war er an einen seiner Nebencorrectoren gerathen, der es als eine Versorgung ansah, wenn er bis zu dem Posten eines Uebersetzers fortschreiten könnte. Er war auch so glücklich gewesen, wir wissen nicht, ob von einer Paraphrase übers neue Testament in einigen Folioebänden, oder von einer Antideistischen Bibel in einigen Quartebänden, die einem Uebersetzungsunternehmer in Pausch und Bogen war verdungen worden, durch die vierte Hand, ein halbes Alphabet zum Uebersetzen zu erhalten. Er hatte das Vergnügen seine Handschrift gedruckt zu sehen, und fand sich um einen Zoll größer als ein gemeiner Corrector. Er konnte nicht umhin,



seinen Nebencorrector Sebaldus seine Größe fühlen zu lassen. Er war nicht wenig erstaunt, daß dieser, anstatt das Geschäft eines Uebersetzers, wie er, zu verehren, vielmehr davon mit der äußersten Verachtung sprach. Es entstand daher ein ziemlich lebhafter Wortwechsel zwischen ihnen, welcher endlich heftig ward, da sie, ich weiß nicht wie, auch auf die Apocalypse geriethen, wovon der Corrector die richtigen bengelischcrustianischen Begriffe hatte. Er erstaunte nicht wenig darüber, daß Sebaldus, anstatt die Apocalypse von der christlichen Kirche erklären zu wollen, sie für eine Wiederholung der Geschichte Frankreichs ausgab; aber er gerieth in Wuth da er vernahm, daß Sebaldus aus der Einrichtung des himmlischen Jerusalems die Endlichkeit der Höllestrafen behaupten wolte. Er kreuzte und segnete sich über solche Keßerey, und lief sogleich zu verschiedenen Buchdruckern, die ihm und Sebaldus die meisten Bogen zu corrigiren gaben. Er klagte ihnen, nicht etwa Sebaldus unrichtige Erklärungen der Apocalypse, welches vielleicht nicht viel Eindruck gemacht haben würde, sondern daß Sebaldus gegen jedermann die Uebersetzungsfabriken, als einen der Gelehrsamkeit nachtheiligen Mißbrauch verdamnte, und daß er bey dieser Gelegenheit von den Buchdruckern und Verlegern, die mit Uebersetzungen ein nützliches

liches Gewerbe treiben, nicht mit der gebührenden Ehrfurcht gesprochen habe. Sebalduß fand, als er wieder bey seinen gebietenden Herren erschien, die Mienen kalt, die Stirnen gerunzelt, darauf folgten Klagen über die schlechten Zeiten, welche machten daß ist weniger gedruckt würde, und daß man ihm daher weniger Correcturen geben könnte. Er bekam in kurzem in der That gar keine mehr, und weil sein rachsüchtiger College ihn, als einen Menschen der die Endlichkeit der Höllestrafen glaubte, an solchen Dertin abgemahlt hatte, wo dieser Vorwurf mehr Eindruck machte als bey Buchdruckern, so merkte er bald, daß jedermann sich für ihn scheuete. Im kurzem ward er gendthigt, die Dachstube, wo er vor kurzem so vergnügt gewesen, mit einem Keller in der Vorstadt zu vertauschen, worinn ihn ein armer Mann aufnahm, den er zur Zeit seines Wohlstandes, als Markthelfer bey einem Buchhändler angebracht hatte. Dieser Mann, und sein gewesener Nachbar der Magister, waren nun seine einzige Freunde, deren Gutthaten gerade hinreichend waren, ihm das Leben zu erhalten.

Eines Tages, den er ungegessen zugebracht hatte, war er er gegen Abend zu seinem Freunde dem Magister gegangen, der sehr gern sein dürftiges Einkommen mit ihm theilte, und durch freundschaftliche

S s

und



und lehrreiche Gespräche seinem Geiste die Thätigkeit wieder gab, die das Elend zu vernichten pflegt. Er kam, zwar als es schon dunkel ward, doch beyzeiten, nach seinem Keller zurück, weil der Thorgroschen ein Capital war, das er zu sparen nöthig hatte. Er war schon in den finstern Gang hineingetreten, der zu seiner Schlafstäte führte, als er in einiger Entfernung sich etwas regen sahe, und bey näherer Untersuchung einen Menschen in einem Winkel sitzend fand. Sebal- dus hielt ihn für einen Dieb, und ob er sich gleich etwas entsetzte, so sagte er doch ganz kalt: „Freund, wenn du etwas zu stehlen suchst, so bist du hier an den unrechten Ort gekommen.“ „Ach mein lieber Herr,“ antwortete eine unbekannte Stimme, „ich bin kein Räuber, verrathen Sie einen Unglücklichen nicht.“ „Mein Freund, sagte Sebal- dus, ein Mensch, der selbst elend ist, ist nicht grausam,“ und hiemit ging er in die schon gedöfnete Kellerstube, schlug Licht an, (denn sein Wirth, der Markthelfer, war noch nicht zu Hause,) und erblickte einen jungen Menschen wohlgestaltet, aber todtenblaß. Sebal- dus bot ihm die Hand, führte ihn hinein, hieß ihn gutes Muthes seyn, und fragte wie er hieher käme. „Ich habe, sagte der Jüngling, studiert, aber ich habe mich, bey einer unglück- lichen Schwärmerey auf einem Dorfe, welche die Lau-
gend

„gend Lustbarkeit heist, in einer Stunde wo ich meiner
„Sinne nicht mächtig war, zum Soldaten anwerben
„lassen. Die Neue folgte auf diesen Schritt nur allzu
„bald. Ich wußte, daß mein Vater Vermögen hat,
„meine Loskaufung zu bezahlen. Er ist Generalsuper-
„intendent in ** —“

„Wie? in **? und er heist? —“

„Stauzius.“

„Ich kenne Ihren Vater, sagte Sebaldus sehr ge-
„lassen, und Sie sollen hier einen sichern Aufenthalt
„haben, bis Sie an Ihren Vater ihren Zustand melden
„können.“

„Ich habe bereits an meinem Vater geschrieben
„und habe ihn um Veystand ersucht. Er antwortete
„mir, daß er mit der Landkutsche, die morgen Vor-
„mittag hier ankommt, eintreffen werde. Ich sollte
„aber schon, durch einen unwiederruflichen Befehl,
„morgen frühe mit einem Recrutentransporte abge-
„hen. Ich befürchtete, daß alsdenn meines Vaters
„Hülfe zu spät seyn möchte, ich war außer mir,
„und da die Schildwacht auf einen Augenblick nicht
„aufmerksam war, entsprang ich im Dunkeln, und
„dachte in diesem Winkel unentdeckt zu bleiben. Was
„ich morgen thun sollte, wußte ich nicht, und fast
„weiß ich es noch nicht, denn mein Vater ist ein stren-
„ger

„ger und harter Mann, und ich fürchte mich beynah
 „so sehr, ihm unter die Augen zu treten als meinen
 „Werbern.“ —

„Fürchten Sie sich nicht, er wird väterliche Ge-
 „sinnungen haben; ich bin auch Vater, und weiß nur
 „allzu gut, daß den, den auch fremdes Unglück nicht
 „rührt, das Unglück eines Sohnes rühren wird. Ich
 „will Ihren Vater auffuchen, wenn es möglich seyn
 „wird, ihn zu finden.“

„Er ist leicht zu finden, er wird im blauen Sechte
 „abtreten, wo Sie nur nach dem Passagier fragen dür-
 „fen, der mit der Genaischen Landkutsche angekom-
 „men ist.“

Indem sie so redeten, kam der Hauswirth, der
 ehrliche Markthelfer, nach Hause. Ob er sich gleich
 vor den Soldaten sehr fürchtete, so ließ er sich doch,
 durch natürliches Mitleid und durch Sebaldus Zu-
 reden, bewegen den Fremden aufzunehmen, und stand
 ihm einen Antheil an dem gemeinschaftlichen Stroh-
 lager zu.

Des andern Morgens ging Sebaldus bezzeiten
 nach dem blauen Sechte, und ward sogleich in das
 Zimmer des Fremden den er suchte, geführt. Die
 Kleidung des Sebaldus, und die Hagerkeit seines
 Gesichts zeigte, daß er ein Sohn des Elendes war,
 und

und Stauzins, den das Bewußtseyn seiner eigenen Wichtigkeit niemals verließ, konnte, als er ihn erblickte, sich nichts anders vorstellen, als daß er, vom Elende daniedergebrückt, eine reinere Orthodorie angeloben, und sich zu anderweiter Beförderung empfehlen wollte. Weil er aber noch nicht geneigt war, einem alten Gegner seiner Meinungen so geschwind zu vergeben, daß dessen Grundsätze vernünftiger gewesen als die seinigen, so fuhr er ihn bey'm ersten Anblick an: „Ist es nicht entsetzlich, daß einen die Bettler überlaufen, wenn man kaum aus dem Wagen gestiegen ist! Was will er Freund? Denke er nur nicht, daß ich ihm glauben werde, wenn er mir etwas vom Verlassen seiner Irthümer vorschwätzen will; das sind lauter leere Worte. Er ist viel zu lange bey seinen grundstürzenden Irthümern verharret, als daß man von ihm eine aufrichtige Besserung hoffen könnte. Wir wollen bey uns keine Wölfe in Schaafskleibern haben; ich möchte einem Menschen, der einmahl so verdammliche Grundsätze gehabt hat, nicht einmahl einen Küsterdienst anvertrauen. Was will er also von mir? ich kann ihm nicht helfen.“ — Gebaldus antwortete sehr gelassen: „Ich komme nicht meinethwegen; ich kenne Sie und mich zu genau, als daß ich von Ihnen Hülfe erwarten sollte.“ — „Und doch,“ —

„sagte

sagte Stauzius, (der den Sebalduß von oben bis unten ansah, und in diesem Augenblicke auf seine Leibesgestalt ein Project bauete,) „und doch könnte ich ihm vielleicht einige Hülfe angedeihen lassen; er ist in elenden Umständen, das sehe ich, im geistlichen Stande ist nichts für ihn zu thun, was will er also anfangen. Höre er an, er ist beinahe sechs Fuß hoch, werde er Soldat; zwar ist er nicht mehr jung, aber die Größe wird machen daß mans nicht so genau mit dem Alter nehmen wird. Kann er ja die Strapazen nicht ausstehen, so wird er ins Lazarett gebracht, und da ist er versorgt. Lasse er sich also anwerben, es werden sich Leute finden, die ihm ein gutes Handgeld geben werden.“

Sebalduß sagte lächelnd: „Es war eine Zeit, wo es mir sehr übel genommen ward, daß ich Leuten gerathen hatte in den Krieg zu gehen.

„Ja, das war etwas anders, an heiliger Stätte schickte sich dies nicht. Aber ihr“ —

„Soll ich an Ihres Sohnes Stelle vielleicht Soldat werden?“ —

„An meines Sohnes Stelle? was weiß er von meinem Sohne?“

„Ich weiß daß Ihr Sohn sich hat anwerben lassen, daß er gestern Abend aus der Wache entsprungen ist, daß

„ich ihn bey mir aufgenommen habe, und daß ich bloß zu
 „Ihnen gekommen bin, um ihnen zu melden, daß er
 „bey mir in sicherer Verwahrung bleiben soll, bis Sie
 „sein Schicksal werden können zu verbessern suchen. Ich
 „verlange von Ihnen keinen Dank dafür, weil ich
 „gegen einen Menschen Mitleiden empfunden habe,
 „und es ihm bloß deshalb nicht habe versagen wollen,
 „weil ich erfuhr, daß er Ihr Sohn war. Wollen
 „Sie noch, daß ich mich für ihn anwerben lassen soll?
 „Wenn dis das einzige Mittel wäre, Sie und Ihren
 „Sohn glücklich zu machen, so wäre es in dem Elende
 „in dem ich schmachte, doch nur ein geringes
 „Opfer. —“

„Stauzius war ganz erstaunt und versetzte stamm-
 „lend, daß Sebalduß — wirklich sehr gütig wäre; und
 „nun folgte eine Unterredung, deren Schluß war, daß
 „der junge Stauzius so lange beyhm Sebalduß blei-
 „ben sollte, bis der Vater seine Loslassung bewirkt hätte.

Nun ging Sebalduß nach Hause, den Jüngling
 zu trösten. Aber er hatte kaum Zeit, das vorgegan-
 ne zu erzählen, als ein Commando Soldaten in die
 Stube stürzte, und beide auf die Hauptwache schlepp-
 te, wo sie den ehrlichen Markthelfer schon fanden.

Stauzius erfuhr diesen Vorfall sehr bald, und
 dachte ihn auch zu seinem Vortheile anzuwenden. Es

war

war ihm rechter Ernst gewesen, Sebaldus an seines Sohnes Stelle zu setzen, und er glaubte nun desselben Loslösung nur einen desto wohlfeileren Preis zu bewirken, da er zwey Personen an seine Stelle geben konnte. Er fand aber sehr bald, daß der Hauptmann gar nicht geneigt war, zweyen Recruten die er schon in seiner Gewalt hatte, an die Stelle eines den er losgeben sollte, sich vorzuschlagen zu lassen, und daß die Loslösung des jungen Stauzius izt weit mehr Schwierigkeiten habe, als vorher.

In diesem Zustande blieben die Sachen einige Tage, in denen Sebaldus, alles was Elend und Kummer schreckliches haben kann, aussiehn mußte. Ohne Nahrung, ohne Lager, war er den ganzen Tag dem Lärmen und dem Spotte roher Soldaten ausgesetzt, und innerlich nagte ihn der Kummer, daß er seinen Wohlthäter den Markthelfer mit sich unglücklich gemacht hatte. Es war nicht abzusehen, in welches tiefe Elend dieser Vorfall beide stürzen konnte, und er kannte keinen Freund der ihm helfen wollte, oder wenn er gewollt hätte, konnte. Mit diesen traurigen Gedanken beschäftigt er sich eines Tages, als der Unterofficier, der ehemahls durch seine Predigt zehn Recruten erhalten hatte, in die Wache trat, um sich nach einem Arrestanten zu erkundigen. Er erblickte unter andern
den

den Sebaldus, lief auf ihn zu, drückte ihm treuerhaftig die Hand, und fragte wie er hieher käme. Sebaldus erzählte es kürzlich. Der Unterofficier schwor mit einem kräftigem Fluche, daß ein so rechtschaffener Mann nicht länger im Gefängnisse bleiben sollte, gieng stehendes Fußes zu seinem Major, der das Bataillon commandirte, und in weniger als einer Stunde kam er zurück, befreiete sowohl Sebaldus als den Markthelfer, und führte den erstern sogleich mit sich zu seinem Major.

Der Major war ein Mann in seinem sieben und funfzigsten Jahre, der von seinem funfzehnten Jahre an, Soldat gewesen und von untenauf gebietet hatte. Er war brav wie sein Degen, aber seine moralischen Grundsätze würden, wenn man sie nach Millers Einleitung in die Mosheimische Sittenlehre hätte prüfen wollen, freilich sehr unzusammenhängend und widersprechend erfunden worden seyn. Er glaubte die Unsterblichkeit der Seele nicht; und bekümmerte sich doch sehr wenig um die Fortdauer seines Lebens, sondern setzte es sehr oft, ohne die äußerste Nothwendigkeit, in Gefahr. Er war eben nicht sehr religiös, und war auch eben nicht ein Lobredner des geistlichen Standes; dennoch aber ehrte und beschützte er ihn vor allen andern. Er ging selten in die

Erster Theil. K Kirche

Kirche; aber seine Soldaten hielt er sehr streng dazu an. Er schwor und fluchte sehr oft; aber kein Subaltern durfte fluchen wenn ers hörte. Er war aus Temperament keusch; aber auf einen jungen Soldaten, von dem er wußte daß er sich niemals in ein Mädchen verliebt hatte, ließ er beständig Acht geben, weil er sich nicht viel gutes zu ihm versah. Sein Versprechen, wenn er es einmahl gegeben hatte, war unwiderruflich; gleichwohl widersprach er seiner eignen Meinung schnell, so bald er merkte, daß er möchte geirret haben. Er beleidigte kein Kind; aber beleidigt, war er äußerst rachgierig; aus dem Grund: **Ein braver Mann müsse nichts auf sich sitzen lassen.**

Als Sebaldus vor ihm erschien, nahm er ihn bey der Hand, und dankte ihm für die zehen schöne Rekruten, die er durch seine geistreiche Predigt, dem Bataillon verschafft hätte. Als ihm aber Sebaldus erzählte, welche traurige Folgen diese Predigt für ihn und seine Familie gehabt habe; gerieth er in ein tiefes Nachsinnen, worin er den Sebaldus von Zeit zu Zeit anblickte, und als dieser fortfuhr zu erzählen, daß der Superintendent Stauzins die eigentliche Ursach seines Unglücks, und daß eben dieser Stauzins der Vater des arretirten Rekruten sey,

sey, sprang er auf, und rief mit einem kräftigen Schwur aus: „Wohl mir, daß ich den alten Schurken in meiner Gewalt habe! So lange ich in „Feindes Land bin, habe ich noch keinen Menschen „gepeinigt, aber Herr! den Böhewicht will ich peinigen. Sein Sohn soll ewig Soldat bleiben, und „den alten Bärenhäuter will ich krumm schließen lassen „bis er alles Unrecht ersetzt, daß er einem so braven „Mann wie Er, Herr Magister! gethan hat! Hier rief er den Unterofficier herein: „Hör', sagte er, den „Augenblick, arretire den fremden Superintendenten „im blauen Hechte, der Kerl ist ein Spion, er ist —“ Hier schloß ihm der Zorn den Mund. Der Unterofficier, der einen Theil des Unrechts wußte, dessen Stanzius schuldig war, strich sich den Bart, und sagte lächelnd, daß er eben unten im Hause wäre, und daß er ihn schon seit einer Stunde nicht aus den Augen gelassen hätte. „Gut! so laß den Schurken gleich „heraufkommen“, rief der Major.

Sebalduß hat gehört zu werden, und ließ nicht ab zu bitten, daß er den Superintendenten wenigstens nur ißt, in dieser Gemüthsverfassung, nicht sehen möchte. Der Major ließ sich bewegen, und rief zur Thür hinaus, der Gefangene sollte warten.

Sebalduß fing nun an dem Major weitläufig vorzustellen, daß ihm mit dem Unglücke der beiden Stauze gar nicht gebient sey, daß seine Absicht gewesen sey die Rettung des Sohnes zu bewirken, daß er dem Vater von Herzen vergebe, daß Religion und Moral ihm verbotnen Rache zu hegen. —

„Zum Tausend Element, Herr! rief der Major; lasse er sich von der Religion verbieten, was er will, mir soll sie nimmer verbieten, daß ich einen Schurken bestrafe, und einem ehrlichen Manne Recht verschaffe, wenn ich zu beiden die Gewalt in Händen habe.“ —

„Sie wollen gerecht gegen meinen Feind seyn, Herr Major, seyn Sie es auch gegen mich, was sollen tugendhafte Leute von mir denken, wenn ich eine so grausame Rache an meinem Feinde nehme? —“

„Was sie denken werden? Herr! daß er Recht hat! Der alte Bösewicht hat ihn nicht allein von Haus und Hof gebracht, er ist auch am Tode seiner Frau schuld, er hat seine Kinder unglücklich gemacht. Herr! ich habe nie Frau oder Kinder gehabt, aber straf mich Gott! hätte ich sie, so würde ich sie lieben wie meine Seele, und wer mich darum brächte, den haßte ich bis in den Tod, und wolte ihm den Degen durch die Rippen jagen, sobald ich ihn vor mir hätte —“

„Aber

„Aber wollten ihm doch nicht durch einen andern
„hinterücks einen Dolch in die Seite stoßen lassen?—

„Herr! Herr!—Wofür sieht er mich an? das
„Weisse im Auge sehe ich selbst meinem Feinde, und
„laß ihn denn sich vertheidigen wenn er kann.”

„Mein Feind, Herr Major, kann sich nicht ver-
„theidigen. Ist es Ihnen anständig, einem verthei-
„digungslosen Manne den Dolch ins Herz zu stoßen?
„Würde es mir anständig seyn? Mein Stand verbie-
„tet mir, Unrecht mit dem Schwerdte zu rächen,
„meine Religion gebietet mir, es zu vergeben und
„Böses mit Gutem zu vergelten. Ich wäre nicht werth
„Friede und Versöhnung gepredigt zu haben, wenn
„ich durch Sie, an meinem Feinde, der ohne Verthei-
„digung in Ihrer Gewalt ist, mich rächen, wenn
„ich diese schreckliche Rache, bis auf einen unschuld-
„gen Jüngling erstrecken wolte, der mich nie beleidigt
„hat, noch mehr, der mein Gastfreund ist, der in
„meiner elenden Schlafstelle Schutz und Zuflucht ge-
„sucht hat. — Mein Herr Major erniedrigen Sie
„mich nicht so sehr — Lassen Sie den jungen Menschen
„frey. Lassen Sie mich an dem Vater eine viel edlere
„Rache nehmen, die Rache, zu empfinden daß der, den
„er beleidigt hat, sein wahrer Freund ist. Seine Be-
„strafung überlassen Sie seinem eigenen Gewissen,



„das in niemand schläft, der eine böse That gethan hat.“

„Blitz und Hagel! daß ein Pfaffe nobler denken soll als ein Soldat! — Herr er hat Recht! —“ (hier wischte er ein Paar Thränen ab, die ihm über seine grauen Augenwimmern tröpfelten). „Der junge Kerl soll los. Aber kein Capitain würde ihn umsonst losgehen, das will ich auch nicht. Ich will ihn dem Hauptmanne bezahlen, aber Ihm Herr Magister soll der Vater das Lösegeld geben; ich schenke ihm den Rekruten zwar, aber ich will das Lösegeld bestimmen.“

Sebaldus mochte einwenden was er wolte, der Major schritt nach der Thüre zu, und rief den Superintendenten hinein.

Stauzius, der mit Schrecken die Wendung gesehen hatte, die diese Sache nahm, war vor Angst halb außer sich, und trat in der Stellung eines armen Sünders hinein. Der Major sahe ihn von oben bis unten an, und sagte: „Sein Sohn Herr! ist ein Deserteur und muß hängen, oder 36 mahl Spießruthen laufen. Einen so schlechten Kerl, wie er ist, Herr Superintendent, oder was er sonst seyn mag, zu gefallen, würde ich ihm zwar nimmermehr losgeben, aber hier steht ein ehrlicher Mann, auf dessen Fürbitte soll ihm nicht allein die Strafe erlassen seyn,

„seyn, sondern er soll seinen Sohn auch loshaben,
„wenn er tausend Thaler für ihn zahlt. —

Stanzius halb erfreut halb bestürzt stellte stammelmend vor, „daß eine so starke Summe nicht möglich
„wäre. —

„Herr! raisonnire er nicht. Der Kerl hat 11 Zoll,
„er soll 1000 Thaler geben, und zwar keine Bern-
„burger, oder sein Sohn soll Gassen laufen, und ihn
„will ich hinstecken lassen, wo ihn Sonne und Mond
„nicht bescheint, weil er ein Schurke ist, und dieser
„Herr Magister hier ein ehrlicher Mann ist, den er
„ums Amt gebracht hat, und raisonnire er kein Wort
„weiter.

Stanzius, wußte sich vor Schrecken nicht zu fassen, seine Frau hatte ihm eingebunden, ihr nicht eher vor die Augen zu kommen, bis er ihren einzigen Sohn mitbrächte, und der Präsident, der für den jungen Menschen beständig eine beynahe väterliche Zärtlichkeit hegte, hatte ihm zu dessen Befreyung eine ansehnliche Summe in Golde mitgegeben, wodurch seinem eigenen Geize die Ranzion sehr erleichtert ward. Er bequemtete sich also und zahlte in 77 Stück alten Louisdoren, das Stück zu 13 Rthlr. gerechnet, das ganze Lösegeld auf den Tisch.



Der Major nahm es an, und überreichte es dem Sebalbus, der während der ganzen Unterhandlung, ob er gleich einigemahl zu reden versucht hatte, von dem Major nie war zum Worte gelassen worden. „Dies soll, sagte er, eine kleine Ersetzung des Schadens seyn, den der Kerl ihm zugefügt hat.“

„Herr Major, sagte Sebalbus, Sie haben mir den jungen Menschen geschenkt. Schenken Sie mir ihn ganz, nehmlich mit der Freiheit ihn wieder zu verschenken. Er hat Schutz in meiner Wohnstätte gesucht, diesen Schutz kan ich ihm nicht verkaufen, ohne geradezu wider meine Denkungsart zu handeln. Was mir dieser Herr kann zuwider gethan haben, habe ich ihm längst vergeben. Er hat gesucht für die Reinigkeit der Lehre zu wachen, ich muß noch weit mehr bemüht seyn für die Reinigkeit meiner Handlungen zu sorgen. Hier, Herr Generalsuperintendent, nehmen sie das Geld zurück.“

Stauzins stand da, wie ein Knabe, dem ein Gast einen Leckerbissen in den Mund stecken will; der Mund läuft voll Wasser, aber er trauet sich nicht ihn aufzuthun, aus Furcht vor dem Präceptor, der es verboten hat. Er sahe den Major mit furchtsamen Augen an, der ihn mit einem grimmigen Blicke abschreckte.

Sebal-

Sebalduß hörte indessen nicht auf, bey dem Major ernstlich anzuhalten, der endlich den Sebalduß auf die Achsel schlug, und sagte: „Nun thue er was er will. Ich möchte gern böse seyn, wenn ich nur „könnte.“

Sebalduß gab dem Stauzius das Geld, der es begierig in die Tasche schob, und den Sebalduß, mit einem Eifer umarmte, der genugsam zeigte, daß ihm sein Geld nicht weniger lieb war, als sein Sohn. Er nannte ihn seinen Erretter, er bat ihn sehr demüthig um Verzeihung, er versicherte, daß er auf ewig dankbar seyn werde, daß er erkenne, wie großmüthig er gehandelt, da er ihm, ohne Rache, die er gänzlich in seiner Gewalt gehabt hätte, vergeben wolle, da er nicht einmahl die Ranzion seines Sohnes annehmen wolle—

„Genug hiervon; fiel ihm Sebalduß in die Rede: „Gott vergiebt ohne Sühnopfer und Abgeld — „und wer Gott fürchtet, wird ihm nachzuahmen „suchen. Wenn Sie erkennen, daß Sie mir unrecht „gethan haben, so bin ich gänzlich befriedigt.“

Stauzius versicherte aufs heiligste, er erkenne dies, aber es sey nicht genug, er wolle seinen Schaden aufthätigste zu ersetzen suchen, er verspreche ihm, wenn er wieder nach Hause zurückkommen wolle, daß er die erste gute Versorgung, die in seiner Macht stünde, haben solle.

Sebal-



Sebaldus dankte für seinen guten Willen, aber verbat ihn.

Der Major sagte, es sey unnöthig, denn er wolle dem Sebaldus die erste vacante Feldpredigerstelle, und wo möglich bey seinem eignen Bataillon verschaffen, bis dahin nehme er die Sorge für dessen Unterhalt auf sich.

Unter diesen Gesprächen trat der junge Stauz in das Zimmer, den der Major frey erklärte, und ihn seinem Vater übergab, der nicht eher nachließ, als bis ihm Sebaldus, in den blauen Zech, zum Mittagmahle, nachfolgte.

Vierter Abschnitt.

Hier genoß Sebaldus das süße Vergnügen, von seinem Feinde verdienten Dank einzuhändigen. Vater und Sohn überhäuften ihn mit Liebkosungen. Der Vater wiederholte mit Eifer den Vorschlag zu einer guten Versorgung, und betheuerte, daß er alles Ansehen, das er in dem Fürstenthume hätte, dazu anwenden wollte. Der Sohn unterstützte diesen Vorschlag, so daß Sebaldus endlich anfieng zu wanken und sich eine ruhige Beförderung in seinem Vaterlande, als eine wünschenswürdige Sache vorzustellen.

Er

Er befragte den Major über diesen Vorschlag, und wunderte sich nicht wenig, daß dieser gar nicht dazu stimmen wollte. Da er die Ehrlichkeit aller Menschen nach seiner eignen beurtheilte, so konnte er sich gar nicht darin finden, daß der Major so viel Argwohn gegen die Aufrichtigkeit des Stauzius merken ließ. Er hielt dies für ein allzuweit getriebenes Mißtrauen, und befestigte sich immer mehr in seinem Vorhaben, durch eine Landpredigerstelle in seiner Vaterstadt Ruhe zu suchen.

Als der Major sahe, daß sein Entschluß, der Einladung des Stauzius zu folgen, fest gefasset war, so wolte er ihm nicht ferner hinderlich seyn. Er ließ den alten Stauzius zu sich kommen, und band ihn aufs allerernstlichste ein, sein Versprechen zu halten. Er benachrichtigte ihn, daß er dem Sebaldus an den Obersten, der die Truppen commandirte, die die fürstl. Residenz besetzt hielten, einen Brief mitgegeben hätte; daß er diesen Officier, der sein vertrauter Freund sey, bäte, den Sebaldus zu beschützen, und jeden, der sich unterstehen würde, ihn zu verfolgen, auf das empfindlichste zu bestrafen. Stauzius versprach mehr, als er vorher versprochen hatte, und versicherte noch mehr zu leisten.

Als



Als Sebalbus von dem Major Abschied nahm, gab er ihm außer dem obengedachten Schreiben an den Obersten, noch ein Empfehlungsschreiben an einen seiner vertrauten Freunde in Berlin mit. Er versicherte ihn, daß, wenn er nach Berlin reisete, dieser Freund ihn, auf Vorzeigung dieses Briefes, aufs freundschaftlichste aufnehmen werde, und daß er bey demselben beständig Nachricht, wo er, der Major, sich aufhielte, würde erhalten können. Er gebot ihm, von diesem Briefe Gebrauch zu machen, wenn, wie er noch immer befürchtete, Stauzius sein Versprechen nicht halten sollte. Er betheuerte mit den heftigsten Schwüren, daß Sebalbus seines Beystandes niemals entbehren sollte, sobald er nur Nachricht erhielte, daß er desselben benötigt sey.

Was den Major gegen den guten Generalsuperintendenten so gar sehr mißtrauisch gemacht habe, ist schwer zu sagen. Vermuthlich war es dessen Physiognomie. Ob aber insbesondere ein weit gegen das Ende der Nase vor sich gehendes Nasläpchen *), oder eine eingekerbte Oberleſze, oder grünlichte Zähne, oder ein hörbarer Athem, oder nur überhaupt sein superintendentenmäßiges Anse-

*) Man s. Lavaters Physiognomik 2ter Theil. S. 117. u. folg.

Ansehen *) daran schuld gewesen, würde Herr Caspar Lavater am sichersten berichten können, wenn er den Generalsuperintendenten Stauzius gesehen hätte.

Der Erfolg schien indessen, wenigstens anfänglich, das Mißtrauen des Majors gar nicht zu rechtfertigen. Stauzius nahm den Sebalbus mit sich in die fürstliche Residenzstadt zurück. Er hatte ihn in sein Haus aufgenommen, aber Sebalbus wolte nirgend, als bey seinem Freunde Hieronymus, abtreten. Inzwischen erwies ihm Stauzius alle mögliche Höflichkeiten und er ward von demselben sowohl, als von dem Präsidenten nicht selten zu Gaste geladen; sonderlich nachdem der fremde Oberste, dem er sein Empfehlungsschreiben überreicht hatte, sich öffentlich für seinen Beschützer erklärt, und ihn dem Präsidenten ausdrücklich zu einer baldigen Wiederbeförderung empfohlen hatte. Er ward auch wirklich in den nächsten drey Monaten, zu den zweyen im Lande vacant gewordenen Pfarren vorgeschlagen. Nur war unglücklicher Weise, auf die eine schon vorher einem andern die Anwartschaft gegeben worden, und die andere hielt der Präsident zu wenig einträglich, obgleich Sebalbus meinte, sie sey einträglichler als seine verlassene Pfarre.

*) S. Ebendas. S. 26.

Pfarr. Der Generalsuperintendent wiederlegte ihm dies, und gab ihm zu verstehen, daß man einem Manne wie ihm, eine Specialsuperintendentur zu geben gedächte. Nun waren zwar alle Specialsuperintendenten des Fürstenthums in der Blüthe ihrer Jahre, befanden sich wohl an Fleisch und Knochen, aßen und tranken gut, und studirten sehr wenig, so daß man freilich keine Vacanz in kurzem gewiß vorausprophetzen konnte. Da aber doch ein Schlagfluß den Gesunden befallen kann, und ein hitziges Fieber auch keinen Specialsuperintendenten verschont; so war es nicht offenbar unmöglich, daß Sebaldus, der freilich nahe an sechzig Jahre alt, und vom Mangel und Kummer etwas gebeugt schien, bey dem aber übrigen alle *Adus naturales* sehr gut von statten gingen, eine solche Stelle vor seinem Ende noch erhalten könnte.

Sebaldus ließ sich indessen, bis zur Erfüllung dieser Hoffnung, die Zeit gar nicht lang werden. Er war bey seinem Freunde Hieronymus aufs freundlichste aufgenommen. Weil er in desselben Laden immer bekannter ward, so fing er an, sich der Geschäfte desselben, wenn er verreiste, anzunehmen. Wenn hingegen sein Freund zugegen war, hatte er völlige

Muße

Muße, an seinen Commentar über die Apocalypse zu arbeiten, welches ihm so angenehm war, daß er die Hofnung zu einer Pfarre vielleicht ganz vergessen haben würde, wenn sie Stanzius nicht, so oft er ihn zu Gaste bat, erneuert hätte.

Inzwischen war in den ersten Monaten des folgenden Jahres der allgemeine Frieden geschlossen worden. Der fremde Obersterückte demselben zufolge mit seinen Truppen aus. Diese Veränderung brachte eine große Veränderung in den Herzen und auf den Gesichtern vieler Leute in dem kleinen Fürstenthume hervor. Insbesondere schienen der Präsident und der Generalsuperintendent, den ehrlichen Sebalduß nicht mehr so genau zu kennen als vorher. Sie ließen ihn nicht mehr zu sich bitten. Wenn er sich bey dem erstern anmeldete, so sagte der Bediente schon an der Thür, daß Se. Excellenz Mittagsruhe hielten, oder daß Sie eben Geschäfte hätten, oder daß Sie heute niemand sprächen. Wenn er den letztern zu sprechen verlangte, so kamen, nachdem er eine halbe Stunde in dem Visitenzimmer gewartet hatte, Se. Hochwürdige Magnificenz zwar im Schlafrocke, mit oder ohne Peruke zum Vorscheine, und vergaßen auch niemals beym Weggehen ihn Ihrer Gewogenheit zu versichern; aber, obgleich verschiedene Vacanzen vorfielen,

so



so dachte doch niemand mehr daran, den Sebaldus vorzuschlagen.

Endlich ward nach ein paar Monaten eine Prædigerstelle in einem benachbarten kleinen Städtchen offen, die Sebaldus unter andern deshalb gern gehabt hätte, weil Hieronymus den dasigen Viehmarkt zu besuchen pflegte, und er sich ein großes Vergnügen dabey vorstellte, seinen einzigen Freund jährlich zweymahl zu sehen, und in seinem Hause aufzunehmern. Er wagte es also, dem Generalsuperintendenten abermals aufzuwarten, und zum erstenmahle sich selbst um diese Stelle zu melden.

Stauzius warf die Sache nicht ganz weg; aber nach einigem Ha und Hem, fieng er an dem Sebaldus vorzustellen: „Wie er selbst einsehen würde wie „nöthig es wäre, wenn von seiner wirklichen Beförderung die Rede seyn sollte, daß er das gegebene Vergnügen höbe, vor dem Consistorium seine irrige Meinungen, besonders von der Ewigkeit der Höllestrafen widerriefe, auch wegen der höchstwichtigen Lehre von der Genugthung, dem Sinne der reinen symbolischen Bücher gemäß, sich erkläre; indem er sich mit Betrübnis erinnere, in Leipzig darüber von ihm eine höchstbedenkliche Aeußerung gehört zu haben.“

Seb:

Sebaldus stand ganz erstaunt da, und sagte kurz: „daß er sich über diese Zumuthung wundere, daß „er aber, um keines zeitlichen Vortheils willen, die „Wahrheit die er erkenne, verläugnen würde.“

Stauzius verwies ihm, in nicht ganz völlig sanftem Tone, seine Hartnäckigkeit, gebot ihm von seiner keckerischen Lehre abzustehen, und erinnerte ihn zuletzt, indem er durch einen Griff an seine violette Mütze das Zeichen zum Abschiede gab, mit einem trocknen Amtsgesichte: „daß ist die Zeit nicht mehr „wäre, da man, durch feindliche Gewalt, in den „Weinberg des Herrn einzudringen suchen müsse. Es „sey ist, Gottlob! Frieden.“

Als Sebaldus seinem Freunde Hieronymus diesen Vorgang erzählte, fand dieser bestätigt, was er schon längst befürchtet hatte, nämlich daß für den Sebaldus in dem Fürstenthume weiter keine Beförderung zu hoffen sey. Nach einigen Tagen erfuhr man, daß der Präsident einen Fiskal veranlasset habe, den Sebaldus fiskalisch anzuklagen, weil er im Kriege für fremde Truppen Recruten geworben, zehn wirklich aus dem Lande geschafft, und den Sohn des Generalsuperintendenten für Geld habe loslassen wollen. Sebaldus lachte über eine so ungereimte Anklage, und brannte vor Begierde sich vor Gerichte zu stellen, um

Erster Theil. 2 durch

durch bloße Erzählung der Wahrheit seine Feinde zu beschämen.

Hieronymus aber, der einige mehrere Erfahrung in Welthändeln hatte, versicherte ihn: „daß derjenige, der wesentlich eine falsche Anklage thue, „nicht durch die Wahrheit beschämet werde; daß man „einen mächtigen Mann alsdenn am meisten fürchten müsse, wenn er offenbar ungerecht anklage, und daß „bey einem fiskalischen Proceß nie etwas zu gewinnen, sehr oft aber viel zu verlieren sey.“

Nachdem beide den wahren Zustand der Sachen reiflicher überlegt hatten, so kamen sie überein, daß den mächtigen Feinden des Sebalbus seine Gegenwart im Lande zuwider wäre, und daß es für ihn sicherer seyn möchte, ist abzugeben, als sich mit Gewalt wegtreiben zu lassen.

Das Empfehlungsschreiben des Majors nach Berlin ward also hervorgesucht. Hieronymus schrieb auch eins, an einen seiner dortigen Handlungsge nossen, das, wenn sich nichts bessers fände den Sebalbus, wenigstens wieder zu der Würde eines Correctors erheben sollte, zugleich stellte er demselben eine Summe Geldes zu, welche er aus den bey ihm zurückgelassenen Mobilien gelöst zu haben versicherte, die aber Sebalbus Erwartung so sehr übertraf, daß er

er vermuthete und es sich merken ließ, sein Freund habe auch hier als Freund gehandelt.

Die Post nach Berlin war bestellt. Sebal-
dus, weil er noch nicht wußte, wie lang sein Aufenthalt
in Berlin dauern könnte, nahm nur in einem kleinen
Kuffer das allernothwendigste zu sich. Das übrige,
worunter auch sein Commentar über die Apoca-
lypse war, der schon zu ein paar hundert Hesten an-
gewachsen seyn mochte, ließ er bey seinem Freunde
Zieryonymus stehen.

Nun setzte er sich, nach zärtlichem Abschiede von
seinem Freunde, auf den Postwagen, und trat seine
Reise an.

In der zweyten Nacht ward der Postwagen,
ohnweit der Brandenburgischen Gränze, in einem
Walde unvermuthet von Räubern überfallen; sie schlus-
gen den Postillion auf der Stelle tod, und Sebal-
dus, der der einzige Passagier war, empfing einen
Schlag auf den Kopf, davon er betäubt zur Erden fiel.
Als er wieder zu sich kam, war die Sonne aufgegan-
gen, der Postillion lag todt ausgestreckt, der Postwa-
gen war beraubt, und sein eigner Kuffer war gänz-
lich ausgeleert. Als er sich selbst besah, fand er, daß
die Räuber ihm seine Kleider, deren schlechtes Anse-
hen sie vermuthlich nicht in Versuchung führen konte,
gelaß



gelassen hatten. Er fand auch noch etwas kleines Geld in einer Tasche. Seine beiden Recommendationsbriefe waren aber weg, welches ihn zwar bestürzt machte, doch, indem er sich erinnerte, daß er so klug gewesen, seinen Commentar über die Apocalypse zurückzulassen, welcher sonst auch der größten Gefahr verlohren zu gehen, würde ausgesetzt gewesen seyn: so war er in etwas getröstet. Er suchte aus dem Walde herauszukommen, und folgte der ersten Landstraße, die er fand; ohne zu wissen, wohin sie ihn führte.

Ende des zweyten Buchs.

Drit-

Drittes Buch.

Erster Abschnitt.

Sobald Mariane nebst ihrem französischen Namen auf dem Bohnsitz des Herrn von Hohenauf angelangt war, war die gute französische Aussprache die erste Sache wonach gefragt ward. Die gnädige Frau, die sehr füglich darüber urtheilen konnte, weil sie selbst mit einem angenehmen gemischten halb thüringischen halb wetterauischen Accente französisch sprach, erklärte nach einer viertelstündigen Unterredung, daß Marianens Aussprache ohne Tadel sey, und fragte ihren neben ihr sitzenden Gemahl „ob sich nicht gleich „die Aussprache einer geborenen Französin, von der „Aussprache einer Deutschen durch ein gewisses je ne „sai quoi unterscheide?“ welches dieser, den seine Gemahlinn schon seit den ersten Tagen ihrer Vermählung gewöhnt hatte, alles was sie mit einem gewissen Tone fragte, zu bejahen, mit einem deutlichen: „Allerdings!“ bekräftigte.

§ 3

Nun



Nun schritt die gnädige Frau zur Instruction der künftigen Hofmeisterin ihrer Kinder. Der Hauptpunkt war, daß sie beständig französisch und niemals deutsch mit ihnen sprechen, und daß sie die Kinder anweisen sollte, sich als Personen von Stande zu betragen, und jederzeit artige Manieren zu haben. Hierauf ward gefragt, ob sie Gelegenheit gehabt habe, öfters Personen von Stande zu sehen und ihr Betragen zu beobachten. Mariane ob sie gleich hier eine Französin vorstellte, hatte doch das zuversichtliche Betragen noch nicht gelernt, welches schon oft, sowohl mancher französischen Hofmeisterin und Kammerjungfer, als manchem französischen Kammerdiener und Prospektmacher, aus der Noth geholfen hat; sie bekannte daher mit Erröthen, daß sie selten in dem Falle gewesen wäre.

„Desto schlimmer, sagte der Hr. von Hohenauf, „denn bey der Erziehung vornehmer Kinder ist das „nothwendigste, ihnen standesmäßige Manieren „beyzubringen. Zum Glück kann sie ihren Mangel „abhelfen, Wamsell, wenn sie fleißig auf meine Gemahlinn Acht hat, dann die ist ein vollkommenes Muster standesmäßiger Aufführung.“

Die Frau von Hohenauf neigte ihr mit starken Knochen versehenes Vorderhaupt nachlässig auf die rechte

rechte Schulter, lächelte über ein paar vortwärts geworfene Lippen, blinzelte mit ihren grauen roth unterlaufenen Augen, und sagte:

„Sie sind sehr gültig Hr. von Hohenauf, aber wahr ist's, daß ich eine gewisse Decence in meinem Betragen zu beobachten suche, die Personen vom Stande eigen ist. Hiernach, Mamsell, muß sie meine Fräulein auch bilden, daß sie sich niemals vergessen, sondern beständig vor Augen haben wer sie sind. Dies, Mamsell, muß Sie auch niemals aus den Augen lassen, sondern bedenken, daß sie in meinen Fräulein, Personen von Stande vor sich hat. Sie muß ihnen beständig mit Rücksicht begegnen, ihnen niemals befehlen, noch weniger gegen sie strenge oder unfreundlich seyn, wenn sie auch ein wenig Lebhaftigkeit zeigen; denn Jugend hat keine Tugend. Es ist genug, wenn sie nur die Decence und ihre Geburt nie vergessen. Nachst dem kann sie ihnen oft gute französische Bücher geben, daß sich der Geist aufklärt. Wir lassen deshalb monatlich den Mercure de France kommen, darin sehen die neuesten Enigmes und Logogryphes, wie sie am Hofe zu Versailles eben gänge und gäbe sind, auch schöne Poesies fugitives, davon müssen die Fräulein urtheilen lernen, damit sie, wenn künftig ihr Amant ihnen ein Madrigal à Silvie mit einem galanten



„Envoy zusenden wird, die Finesse davon einsehen,
 „und mit Esprit antworten können. Auch sind in dem
 „Mercure Nachrichten von den neuesten Opera comi-
 „ques und von den neuesten Almanacs, Modes und
 „Chansons, dadurch lernen sie, was izt in Paris du
 „bon ton ist, zu loben. Hauptsächlich aber muß sie gute
 „Romanen mit ihnen lesen, als Hippolyte Comte de
 „Douglas, die Memoires d'une Dame de qualité qui
 „ne s'est point retirée du Monde, die Lettres d'une Re-
 „gieuse portugaise, u. s. w. damit die Fräulein beyzeiten ler-
 „nen, wie eine Affaire de Coeur geführt wird, und
 „damit sie die grace plus belle que la beauté lernen,
 „durch die unser Geschlecht über das männliche einen
 „so sichern Sieg zu erhalten weiß.“

Hier minaudirte sie aus dem rechten Augenwin-
 kel, in Ermangelung einer andern Mannsperson, auf
 ihren Gemahl, der dadurch beherzt gemacht, sein Wort
 „auch dazu geben wolte, und sagte: Ungleichen Gel-
 „lerts Fabeln könnten auch wohl mit den Kindern
 „gelesen werden.“

„Ja“ versetzte die gnädige Frau, mit trübem Blicke,
 und etwas gerümpfter Nase: „Gellerts Fabeln gehen
 „allenfalls an, aber andere deutsche Bücher muß sie
 „sie nicht lesen lassen, denn das deutsche Zeug nützt
 „den Fräulein nichts, wenn sie nach Hofe kommen,
 „Picard

„Picard mein Homme de Chambre sagt immer, es ist
 „kein brin von bon ton darin, und das ist auch wirk-
 „lich wahr. Es klingt alles so deutsch, wahrhaftig ich
 „bekomme Vapeurs, wenn ich nur die gothischen Buch-
 „staben von ferne sehe.

Marianen war alles unerhört, was ihr gesagt
 ward. Sie dünkte sich in einer ganz neuen Welt zu
 seyn. Sie verstand von dieser Rede, die noch dazu
 von einer etwas stämmigen deutschen Dame, in dem
 nachlässigen Tone einer Petite-Maitresse dahingelallt
 ward, nicht den dritten Theil; versprach aber doch
 mehrere Gelehrigkeit, als sie sich vor der Hand noch
 selbst zutraute. Eben so hörte sie, ohne ein Wort
 dawider einzuwenden, die Anordnung ihres häus-
 lichen Lebens an, welche ihr bekannt gemacht
 wurde. Man sagte ihr nämlich, daß sie in Neben-
 stunden für die gnädige Frau und die beiden Fräulein
 Putz machen, und der Cammerjungfer helfen müsse
 Kleider garnieren. Man gab ihr zu verstehen, daß
 man erwarte, sie werde, wenn große Gesellschaft da
 wäre, helfen den Tisch anordnen, und wenn die Jun-
 gemagd viel zu thun hätte, auch darnach sehen,
 daß die Schränke gebohnt, und der Staub von den
 porcellanenenen Aufsätzen abgewischt werde. Zuletzt
 erfuhr sie, daß sie zwar, wenn die Herrschaft allein



wäre, der Fräulein wegen, die Gnade haben sollte an die hochadeliche Tafel gezogen zu werden, wenn aber Gesellschaft da wäre, so würde sie sich selbst bescheiden, mit den übrigen Domestiken höhern Rangs zu essen.

Dies waren sämtlich Personen, die nützliche Talente besaßen, seine Sitten hatten, und die Welt kannten. Sie bestanden in dem französischen Frieseur der gnädigen Frau, in dem Gerichtsactuar, der zu gleicher Zeit das Amt eines Tafeldeckers wahrnahm, in der Kammerjungfer der gnädigen Frau, die in den Kohlgärten vor Leipzig in der Schule der artigen Lebensart gewesen war, in der Ausgeberin, die bey einem Hauptmanne, dem sie drey Campagnen durch als Köchin gefolgt war, die Dekonomie gelernt hatte, in einem ausgedienten Fahnen Schmiede, der im Hause ehrenhalber der Stallmeister des gnädigen Herrn titulirt ward, und in einem armen vater- und mutterlosen Verwandten, welcher von einem Regimente, unter das man ihn als Fahnenjunker gebracht, bloß deswegen war weggejagt worden, weil er in der Schlacht bey Rossbach zuerst sich umgekehrt hatte. Freilich war diesem löblichen Beispiele hernach das ganze Regiment gefolgt, doch ohne seine Schuld, indem er in der That schon über fünfzig Schritte entfernt war, als es geschah.

Dieser

Dieser Herr Better ward auch, wie Mariane, wenn keine Gesellschaft vorhanden war, zur Tafel gezogen. Dagegen ließ er sich gefallen, allerhand kleine Dienste zu leisten, Z. B. den Stuhl wegzurücken, wenn seine gnädige Tante aufstand, den Pfropf zieher zu holen, wenn sein gnädiger Oheim trinken, oder die Pfeife zu stopfen, wenn er nach Tische rauschen wollte, laut zu lachen, wenn er einen Schwank erzählte, und den Augenblick stille zu schweigen, so bald sie durch eine gerunzelte Stirne zu erkennen gab, daß sie keinen Gefallen daran hätte. Er mußte auf jede Frage sogleich eine Antwort bereit haben, und wenn die Antwort mißfiel, sich nicht verdräßen lassen, daß ihm stillzuschweigen geboten, oder er vom Tische aufzustehen befohlen ward, und mußte nicht sauer aussehen, wenn er wieder erschien. Kurz, er hatte den Posten manches Kammerjunkers an manchen fürstlichen Höfen, einen Posten, der seines äußerlichen Glanzes wegen, von denen die ihnen nicht haben können, so oft gewünscht, und von denen die ihn bekleiden, so oft vermaledeyet wird. Einen Posten, für den, ob ihn gleich so viele Deutsche besitzen, dennoch in der an Conversationsausdrücken armen deutschen Sprache noch keine besondere Benennung zu finden ist, und für den die in der Conversationssprache so reichen und scharfsinnig

sinnigen Franzosen und Engländer, noch keine bessere Benennung haben finden können, als daß sie die Zuhaber eines solchen Postens, Schlangen- und Krötenesser *) nennen.

Zweiter Abschnitt.

Es ist leicht zu erachten, daß, da der Herr Better, der doch von guter Familie war, sich gegen das hochadeliche Paar so gefällig bezeugte, man von Marianen, eben so viel, wo nicht mehr Gefälligkeit werde verlangt haben, und wie hart dies anfänglich einer Person vorgekommen seyn müsse, die in der glücklichen Unabhängigkeit erzogen worden war, daß sie seit ihrer ersten Kindheit an, von nichts als von ihrer eigenen Vernunft, und von der Vernunft und der Liebe zärtlicher Eltern abhängig gewesen war. Das unschätzbare Glück der Unabhängigkeit ist durch keine andere Vortheile zu ersetzen. Man mag von dem mächtigsten, von dem reichsten Manne, ja, selbst von seinem eigenen Freunde abhängen, so fühlt man die Fesseln, sie mögen noch so weit losgelassen, und noch so schön geschmückt seyn. Wenn das Schicksal die Unabhängigkeit ver sagt, der mache sich gefaßt, einigen der

*) Avaleurs de Colievres — Toad-eaters

der Rechte eines freygebohrnen Menschen zu entsagen: Er lerne vergessen, was er am eifrigsten wünscht, nach dem trachten, was ihm verächtlich ist, Frölichkeit seines Herzens verbeißen, und bey nagendem Kummer ein heiteres Gesicht annehmen. Ist seine Seele zu stark und sein Herz zu empfindlich, als daß er, so oft es verlangt wird, fremden Irrthum eigener Ueberzeugung vorziehen könne, so kämpfe er den bittern Kampf, und lerne über seinen eigenen Verstand siegen.

Diesen Kampf hatte Mariane mit allem, was er herbes und für den menschlichen Geist erniedrigendes hat, auszustehen. Sie sahe freylich nur allzu lebhaft ein, daß sie in einem Zustande war, den bloß das Wohlwollen ihren Obern erträglich machen konnte, und nahm sich ernstlich vor, so lange es höhere Pflichten erlaubten, sich in allen Dingen ohne Widerrede nach dem Willen der Frau von Hohenauf zu richten, und so gar, wenn es möglich wäre, ihren Wünschen zuvorzukommen. Dies war nun freilich ein schwer auszuführendes Unternehmen; denn die Frau von Hohenauf war sehr auffahrend, sehr eigensinnig und sehr ungleich in ihrem Betragen. Auf ihren Adel äußerst stolz, schien sie alle Personen bürgerlichen Standes für Geschöpfe von einer andern Gattung

zung zu halten, denen sie beständig den großen Abstand, der zwischen ihr und ihnen bleiben mußte, fühlen ließ.

Und dennoch stammte sie selbst aus bürgerlichem Stande. Ihr Vater Namens Säugling, war ein reicher Pächter gewesen, und ihr Bruder war ein Tuchhändler in einer großen Handelsstadt, der im Kriege durch Lieferungen an die Armeen ein grosses Vermögen erworben hatte. Dieses bürgerlichen Ursprungs aber war sie nie eingedenk. Vielmehr ging ihr ganzes Thun und Lassen dahin, das Ansehen einer Dame von Stande zu haben, und der Familie ihres Gemahls, die seit länger als hundert Jahren auf ihren angeerbten Gütern Kohl gepflanzt hatte, einen neuen Glanz zu geben. Wenn es nur irgend wahrscheinlich gewesen wäre, daß sie an einem der deutschen fürstlichen Höfe die, wie es billig ist, alle Personen, die nicht wenigstens acht Ahnen haben, aus ihrer Atmosphäre ausschließen, würde zur Cour zugelassen worden seyn, und wenn ihr Gemahl nur irgend zu etwas anders geschickt gewesen wäre, als auf die Jagd zu gehen, zu trinken, und alle Anordnungen seiner Gemahlinn zu bewundern: so hätte sie nicht eher geruhet, bis er sich mit ihr nach Hofe begeben hätte. Hätte sie einen Sohn gehabt: so würde sie ihn zu einem adelichen

Ame

Ämte erzogen haben, und sollte es auch nur eine Fähr-
richsstelle gewesen seyn; da sie aber bloß Töchter hatte,
so ging sie damit um, ihnen eine so galante Erziehung
zu geben, daß sie Hofdamen werden und durch ihr
Vermögen und ihre Reize, Grafen, Minister oder Ge-
nerale fesseln könnten; durch welche vortheilhafte Ver-
mählungen sie noch hofte am Hofe und vielleicht
im ganzen Lande in großes Ansehen zu kommen. Die
größte Glückseligkeit, die sie sich in ihrer Einbildung
vorstellen konnte!

Mariane war das Werkzeug, durch welches die
beiden jungen Fräulein solten zu so wichtigen Absichten
geschickt gemacht werden. Hierzu war es nöthig, daß sie
mit fertigen Lippen von nichts und über nichts französisch
plappern könnten; daß sie alle Vorthelle des Püses, ih-
rem Körper gemäß, so zu gebrauchen wüßten, damit er,
es sey im nachlässigen Nachtkleide, oder in der sitzamen
Hoheronde, oder in der prächtigen Galarobe mit aus-
gespreitetem Panier und schwimmender Schleppe,
Augen und Herzen der Cavaliere an sich ziehen müßte;
daß sie den Verstand hauptsächlich zu der wichtigen
Untersuchung gebrauchten, ob die eroberten Herzen
behalten, oder ob sie, nachdem damit eine Zeitlang
wie mit einem Ball gespielt worden, in den Win-
kel geworfen werden solten. Sobald sie dies verstanden,

so

so hatten sie die hauptsächlichsten Wissenschaften gelernt, die die Frau von Zohenauf einer jungen Dame, die am Hofe glänzen will, für nöthig hielt.

Im Grunde schien Mariane zur Lehrerin so wichtiger Wissenschaften nicht eben geschickt zu seyn. Ihr schlichter gesunder Verstand hatte ihr eingegeben, daß der Vorzug eines Frauenzimmers vielmehr darin bestehe, daß sie gut, als daß sie schön sey. Ob sie gleich selbst sehr wohl gebildet war, hatte sie sich doch, vielleicht weil es ihr noch nie eine Mannsperson gesagt hatte, niemals etwas darauf zu gute gethan. Zum Puz hatte sie zwar, ohne es zu wissen, eine natürliche Geschicklichkeit, indem alles sehr wohl anstand, was sie selbst anlegte, oder für andre wählte, welches den Friseur Picard bewog, sie für eine wirkliche Französin zu halten; aber sie hatte den Puz noch niemals gebraucht, Absichten damit zu erreichen. Sie kannte die Reize der großen Welt nicht, und verlangte auch nicht sie zu kennen, denn ihre Wünsche waren bisher immer sehr mäßig gewesen, und waren sehr leicht befriediget worden. Ihr höchster Wunsch war vorher, die Liebe ihrer Aeltern zu verdienen, ist aber ihre Pflicht zu erfüllen.

Wenn Mariane eine schlechte Lehrerin war, so waren die beiden Fräulein eben so schlechte Schülerinnen

rinnen. Sie hatten gar keine Anlage zum Hofleben. Sie waren ein paar gute Landmädchen mit rothen Backen, die vor Gesundheit strotzten. Auf dem Hofe herum zu springen, oder des Abends die blökenden Heerden eintreiben zu sehen, war ein Fest für sie. Im leichten Röckchen und im glatten Nachthäubchen mit himmelblauem Bande umsteckt, gefielen sie sich besser, als in dem reichen Anzuge eines stoffenen Schnürkleides mit Pompons besetzt. Wenn Picard seine ganze Kunst an ihren Köpfen beweisen wollte, ward ihnen die Zeit lang, sie gähnten, oder sprangen auf und liefen ein paar mahl in der Stube herum, oder haschten einen Schmetterling, der eben zum Fenster hineingeflogen war. Wenn ihre Mutter, wie es oft geschah, Asseembleen hielt, wo in dem schön erleuchteten grossen Saale, der wohlgeputzte benachbarte Adel, an zwanzig Spieltischen mit dem ernstesten Geschäft, die Zeit zu tödten, beschäftigt war, schlich sich die älteste Fräulein, Adelheid, oft in den Garten, die untergehende Abendsonne zu betrachten, den Nachtigallen zuzuhören, oder den Duft der Nachtviole und des Jesmins einzuziehen. Sie hatten beide keinen glänzenden Verstand, wenn man es glänzenden Verstand heisst, über alle Gegenstände vor schnell und mit Selbstgenügsamkeit ein Nadespiel zu

Erster Theil. W halten;

halten; noch einen lebhaften Witz, wenn man es lebhaften Witz heißt, Gründe mit Einfällen beantworteten, und mit Hohngelächter diejenigen aufziehen, die verständiger sind als wir: Aber sie hatten den gesunden Verstand, der sich mit Bescheidenheit und mit Lehrbegierde wohl verträgt, und so viel Antheil an Witz und Scharfsinn, als nöthig ist, die Gegenstände geschwinde vors Anschauen zu bringen. Von dem Stolze ihrer Mutter, der sich auf Verachtung anderer gründete, hatten sie gar nichts. Sie empfanden die Vorzüge ihres Standes bloß alsdenn, wenn sie dadurch Gelegenheit hatten, wohlzuthun, Almosen auszuthellen, oder einem Bedienten der etwas versehen hatte, bey ihren Aeltern Vergebung zu erbitten.

Eine ähnliche Gemüthsart, brachte bey der Lehrerin und den Schülerinnen sehr bald eine wechselseitige Zuneigung hervor. Eben diese Uebereinstimmung machte zwar das mütterliche Verbot, daß den Fräulein nicht strenge begegnet werden sollte, ganz unnöthig, aber sonst schien ihre Erziehung eine Wendung zu nehmen, die den Absichten der Frau von Sophien auf nicht völlig gemäß war. In den Lehrstunden war sehr oft, an statt vom adelichen Stande, von der Decence, und von artigen Manieren,

und um andere Menschen glücklicher zu machen. In solchen spießbürgerischen Grillen wollte sie auch ihre Fräulein erziehen; daher war der Schaden eben so groß nicht, wenn sie auch deutsch mit denselben las, indem sie doch die französische Lectur nicht avec goût zu wählen wußte. Sie ließ l'Ami de ceux qui n'en ont point lieber, als les Egarémens de l'Esprit & du Cœur und Memnon Histoire orientale, lieber als die Lettres de Ninon Lenclos oder den Almanac de Toilerte. Mit diesem Geschmack stimmte der Geschmack der jungen Fräulein nur allzusehr überein, denn, wenn diese im Mercure de France blätterten, so überschlugen sie meistens alle Pièces fugitives, Chansons, Enigmes, Logogryphes und Présentations, und verweilten sich bey einem Conte moral von Marmontel oder la Dismétrie, die dazumal einzeln im Mercure zu erscheinen pflegten, oder suchten einen Trait de bienfaisance auf, der zuweilen eingedruckt wird.

In allem diesem war noch sehr wenig du bon ton, welches doch die hauptsächlichste Sache war, wozu die Frau von Hohenauf ihre Fräulein wollte angeführt wissen. Es ist also leicht zu erachten, daß sie schwerlich mit einer so bürgerlichen Erziehung werde zufrieden gewesen seyn. Schon in den ersten vier Wochen schien es beinahe, daß sie ihre neue französische Mamsell

seß sehr bald wieder abschaffen würde; denn sie gab derselben bey aller Gelegenheit bittere Verweise, und tadelte alle ihre Anordnungen. Die Fräulein schienen ihr, seit sie bey Marianen waren, blöder, hatten gar keine bonne grace, hatten gar keinen Esprit, antworteten zu langsam und zu kurz wenn man sie fragte, ungefragt plauderten sie sehr selten, wußten ihre Neveueze nicht abzumessen, und beugten die Knie tief gegen einen Verwalter oder Homme d'Affaires, wo ein Kopfneigen, oder ein nachlässiger Knix im Vorbeygehen, hinlänglich gewesen wäre.

Marianen fehlte es freilich, außer andern Erfordernissen, die ihr, um eine gute französische Mamsell zu seyn, mangelten, an der den französischen Hofmeisterinnen so gewöhnlichen Politik, allen Leidenenschaften der hochadelichen Mutter zu schmeicheln, alles dreyfach zu loben, was die Mutter an den Kindern lobt, ihren eignen oder fremden Witz die Kinder heimlich auswendig lernen zu lassen, und sie zu gewöhnen, denselben mit dreifster Naseweisheit in Gesellschaft an den Mann zu bringen; wodurch denn jemand, der zu leben weiß, über die frühzeitigen Gaben der Kinder erstaunt, der Mutter über das kleine Wunderwerk, das sie unter ihrem Herzen getragen

M 3

hat,



hat, ein verbindliches Compliment macht, und auch nicht vergißt, der Mamsell im besten zu gedenken.

Hievon wußte Mariane gar nichts. Sie war vielmehr beym Antritte ihres Amtes so unerfahren, daß sie ihren Fräulein eine anständige Bescheidenheit anpries; eine Eigenschaft, die gar nicht glänzend ist, und die die Frau von Hohenauf aufs höchste an ihren Bedienten lobte. Sie würde also Marianen sehr bald überdrüssig geworden seyn, wenn nicht ein kleiner Umstand, davon in keinem der Systeme der Pädagogik *), worin noch ein Kapitel von französischen Mamsellen befindlich ist, ein einziges Wörtchen angetroffen wird.

Mariane hatte von Jugend auf eine große Sorgfalt für ihre eigene Person getragen. Sie hielt sich überaus reinlich in Kleidung und Wäsche. Sie hatte die natürliche Gabe, allen weiblichen Puz sogleich nach dessen Bestandtheilen zu übersehen, also auch ihn nachzumachen, nach ihrem Geschmacke zu verbessern, und

*) Angelehrten Vätern und Müttern zu gute, sey hier angemerkt, daß die Gelehrten mit diesem griechischen Worte die Kunst der Erziehung andeuten. Diese feyerliche Benennung wird gebraucht, seitdem die Gelehrten diese Kunst in verschiedene Systeme gebracht haben, deren jedes für sich sehr genau zusammenhänge, nur daß eins dem andern schnurstracks widerspricht.

und neuen zu erfinden. Sie gebrauchte sich dieses Talents auch sehr. Wenn ihre Fräulein besonders fleißig und gehorsam waren, so belohnte sie ihren Fleiß mit einem nach neuer Mode gestecktem Kopfszeuge, oder anderm Frauenzimmerpuß, den sie so zu wählen wußte, daß dadurch derselben natürliche gute Leibesgestalt mehr erhoben ward. In kurzer Zeit war ihr ganzer alter Puß mit neuem nach dem besten Geschmacke verwechselt. Den scharfsinnigen Augen der Frau von Hohenauf konnte diese Veränderung nicht entgehen, und sie bemerkte sie mit so großem Wohlgefallen, daß sie es Mariannen, wegen ihrer Geschicklichkeit im Pußmachen zu vergeben anfang, daß sie die Seelen ihrer Fräulein bilden wolte. Noch größer ward die Gunst, als Marianne, durch so glücklichen Erfolg aufgemuntert, es wagte, für die Frau von Hohenauf selbst zu arbeiten, die bisher ihren sämtlichen Puß aus der ersten Quelle, aus Paris, verschrieben hatte. Sie brachte eine Comete aus Zephyrs *) zustande, die in der nächsten Assemblée ein

M 4

großes

*) Unmodischen Lesern und Leserinnen sey kund, daß dies eine Art eines kleinen Kopfszeuges ist, das, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, im Winter ¹⁷⁷² wieder sehr stark getragen wird. Es ist zu hoffen, ¹⁷⁷³ niemand in Deutschland werde so barbarisch-unkundig seyn, nicht zu wissen, daß ein Comet ein

großes Aufsehen unter den Damen machte, und in der ihre Gönnerin wenigstens um sechs Jahr jünger aussah. Man kan leicht denken, daß dieses wichtige Verdienst, Marianens Talente zur Erziehungskunst in ein neues Licht werde gesetzt haben. Man setze hinzu, daß Mariane die Fräulein, die vorher in ihrer Kleidung sehr nachlässig ja wohl gar unreinlich gewesen waren, durch ihr eigenes Beyspiel, zu der Frauenzimmer so anständigen Nettigkeit im Anzuge gewöhnte. Man setze hinzu, daß sie die jugendliche Wildheit der Fräulein, die an das was wohl anständig ist, noch nie einen Augenblick gedacht hatten, durch kleine leutselige Erinnerungen bis zu der kindlichen Freymüthigkeit mäßigte, die mit Bescheidenheit und Sanftmuth sehr wohl bestehen kann. Man setze endlich auch hinzu, daß die Fräulein, wenigstens in ihrer Mutter Gegenwart, beständig französisch redeten, und in ihrer Fertigkeit in dieser Sprache sichtlich zunahmen; und man wird begreifen, daß die Frau von

Hohen

ein kleiner Kopfbusch ist, unter welchem ganz seifirte Haare getragen werden. *Aux Zephyrs* aber! heißt dieser Comet, weil daran hinterwärts gewisse haarigte Stierstrahlen, (denen die in der Puzmachersprache *Chenilles* oder *Kauspen* heißen, etwas ähnlich) frey herunter hangen, wie denen die angenehmen Zephyren, sehr leicht spielen könnten, wenn sie nur im Winter weheren.

Zohenauf im zweyten Monate, mit ihrer französischen Mamsell, weit mehr zufrieden war, als im ersten. Wenn sie ja an den Fräulein etwas fand, das sie für bas und für bourgeois hielt, so nahm sie sich die Mühe, ihnen selbst darüber einen Verweis zu geben. Sie setzte zuweilen die nachsichtsvolle Anmerkung hinzu, daß man freilich von ihrer Mamsell nicht alles fordern könnte, weil sie nicht de qualité sey, wodurch sie in gedrungener Kürze, zugleich Marianen tadelte, und ihren eigenen Vorzügen ein verbindliches Compliment machte.

Dritter Abschnitt.

In dem dritten Monate von Marianens Ausente halte bey der Frau von Zohenauf, traf derselben Nefse, der Sohn des Tuchhändlers Säugling, bey ihr ein. Die Bedienten wurden befehligt, ihn Ew. Gnaden zu nennen, und sie stellte ihn allem benachbarten Adel, unter dem Nahmen des Hrn. von Säugling vor. Dieser junge Mensch war mit seinen Universitätsstudien halb fertig, denn er hatte schon zwey Jahre auf einer Universität zugebracht, und es kam nur noch darauf an, daß er ein oder zwey Jahre auf einer andern zubrächte, wohin ihn sein

W f

Vater



Vater den künftigen Frühling mit einem neuen Hofmeister senden wollte, den er ihm selbst ausgesucht hatte. Indessen wollte er sich mit Genehmigung seines Vaters, den Winter über auf seiner Schwester Gute aufhalten. Weil sie von Adel war, und mit dem benachbarten Adel viel Umgang hielt, welchem sie den Ton gegeben hatte, den Aufenthalt auf dem Lande, nicht mit ländlichen Vergnügungen, sondern nach städtischer Etikette, mit Besuchen, Gastmahlen, Asseembleen, Spielpartien und Bällen, zuzubringen; so glaubte er, bey ihr Kenntniß der großen Welt zu erlangen und alles was sich noch etwa von Schulstaube an ihm finden möchte, rein abzuschütteln.

Dieses Schulstaubes konnte an ihm auch nicht so gar viel seyn, denn er hatte als ein reicher Jüngling sich nicht auf Brodstudien gelegt, und noch weniger sich mit den alten Sprachen und mit den trocknen Lehrgebäuden der speculativen Wissenschaften beschäftigt; sondern seine Studien waren lachend und reizend und bestanden in Collegien über die schönen Wissenschaften, und in fleißigem Lesen aller deutschen Poeten sonderlich derjenigen, die Freude, Wein und Liebe besungen haben. Er hatte überdies französisch, englisch und italiänisch gelernt, und hatte in diesen Sprachen alle Poeten und die besten Kritiker gelesen.

Er

Er hatte sehr viele Gedichte an Phillis und Doris gemacht, und dies blieb noch beständig, nebst der Sorge für seinen Anzug, seine vornehmste Beschäftigung. Er hielt sehr viel von seiner eignen kleinen Person, die daher auch beständig gepuht, geschniegelt, und auf vier Nadeln gezogen war. Er gefiel sich selbst sehr wohl, nächst diesem aber war sein hauptsächlichstes Augenmerk, dem Frauenzimmer zu gefallen. Er vermied möglichst alle Gesellschaften, worin bloß Mannspersonen waren. In vermischten Gesellschaften saß er allemahl einem Frauenzimmer zur Seite, und wenn er wählen konnte, allemahl bey der, die den sanftesten Blick hatte. Er bewunderte, um Bekanntschaft zu machen, ihre Arbeit, die sie eben fertigte, lobte ihr wohl gestecktes Demi-ajusté, *) und sagte ihr über einen Affassin tausend artige Sachen. Von da gieng er unvermerkt zum Erforschen ihres Verstandes über. Er sagte ihr mit sanftflüselnder Stimme, er sehe die kleinen Amorin

und

*) Weil zu vermuthen ist, daß eher Buchgelehrte, als Gens du bon ton dieses Werk lesen werden, so müssen, der beklagenswürdigen Unwissenheit der ersten zu Liebe, hier schon einige Wörter erklärt werden, die sonst jedermann versteht, des qu'il entre dans le monde. Ein Bonnet à demi-ajusté ist ein Kopfszeug, unter dem eine Dame halb frisiert seyn muß. Ein Affassin ist nichts als ein Schimpfästchen.

und Amoretten auf ihrem Postillion auf und niedersteigen, und sich unter den Falten ihrer Respectueuse verbergen, oder andere dergleichen niedliche Imaginationsen. Wenn er nun merkte, daß sie Verstand und Geschmaç genug hatte, mit seinen lieblichen Empfindungen zu sympathisiren, so fing er gemeiniglich an zu stammeln, sahe etwas schaasmäßig aus, und langte aus seiner Tasche einige von seinen Gedichten, die er ihr vorlas, und von Zeit zu Zeit mit seitwärts schielenden Augen, die Wirkung seiner Geistesfrucht, zu erforschen suchte. Erhielt er ein ruhiges Gehör, und durch einen lächelnden Mund und sanftes Kopfreigen einen gütigen Beyfall, so hatte er ein vergnügtes Tagewerk gehabt. Empfang er aber eine laute Bewunderung, bat man sich eine Abschrift des Gedichts aus, oder bemerkte er gar, daß der Busen seiner Zuhörerin sich zu einem Seufzer empor hob, oder daß sie aus blauen Augen, (denen er, als seinem eigenen schmach tenden Charakter am gemäße sten,

vor

hen, das aber seiner Größe wegen, wenn ein gemeines Schönfleckgen verwundet, gar wohl todt schlagen kann. Ein *Postillion d'Amour* ist eine große Brustschleife von Band, welche weder Pferd noch Horn hat. Eine *Respectueuse* ist eine Bedeckung des Busens, mit Spitzen, Fiter und andern durchsichtigen Zeuge, die vermuthlich den Namen davon führt, weil sie nicht Ehrfurcht veranlaßt.

vor allen andern den Vorzug gab,) einen empfindenden Blick auf ihn schießen ließ, so zerfloß er in sanften Empfindungen, überließ sich ganz einer zerschmelzenden Zärtlichkeit, und war von dem Augenblicke an, der Slave der Schönheit, die, was er gedacht hatte, so gut zu empfinden wußte. Er holte aus der Begeisterung ihrer Augen, Stoff zu neuen Gedichten, und je mehr ihm diese gefielen, desto mehr gefiel ihm die Schöne die sie veranlaßt hatte und an die sie gemeiniglich gerichtet waren.

Doch so zärtlich seine Liebe war, so pflegte sie doch nicht allzulange zu dauern; nicht als ob er unbeständig gewesen wäre, sondern weil der Gegenstand seiner Zärtlichkeit gemeiniglich, nach einiger Zeit, seine Gedichte nicht mehr so feurig verlangte, und wohl gar unvermerkt seine Gesellschaft zu vermeiden suchte. So bald er dies merkte, ward er sehr traurig, klagte den Wäldern und den Fluren sein Leiden, tröstete sich aber, wenn ihm ein zärtliches Liedchen über die Untreue seiner Chloris gelang, und fand gemeiniglich um diese Zeit eine andere Zuhörerin, mit der er eben denselben Roman von vorn an spielte.

Dieser kleine Mann schien freilich denjenigen, die nicht ganz seine zuckersüßen Empfindungen nach empfinden

pfünden konnten, etwas ungeschmackt, aber er war sonst das unschädlichste Geschöpfchen unter der Sonne. Er that nie etwas böses, war nachgebend, gefällig, mitleidig und gutherzig, beleidigte kein Kind, und beleidigt, war er nie geneigt sich zu rächen, kurz er war aller guten Eigenschaften fähig, zu denen nicht nothwendig Stärke des Geistes erfordert wird. Wenn es wahr ist, daß die schönen Wissenschaften, die Herzen ihrer Liebhaber erweichen, so waren sie es verimuthlich, die seine Seele so breyweich gemacht hatten, daß sie einer herzhaften That, oder einer lebhaften Entschlie-ßung, so wenig im Guten als im Bösen fähig war. Die lebhafteste Empfindung in seiner Seele, war immer die Begierde, seine Gedichte und besonders vom Frauenzimmer gelobt zu sehen. Dieser Absicht wegen war sein Kleid immer nach der neuesten Mode geschnitten, sein seidner Strumpf milchweiß, und seine Spitzenmanschetten cassebraun gewaschen, dieser Absicht wegen sagte er zuerst seinen Nachbarn und Nachbarinnen verbindliche Dinge vor, war gefällig, nachgebend, kam jedermann mit Höflichkeit zuvor, und pries mit gleicher Behendigkeit, bey den modischen Schönen das Fußwerk, bey den tugendhaften die Tugend, und bey den wißigen den Wiß. War er aber gleichwohl so unglücklich, seine Absicht nicht

nicht zu erlangen, so war er viel zu bescheiden, als daß er darüber jemand anders, als den stillen Wäuden sein Leid geklagt hätte, und zu gutherzig, als daß er diejenigen, denen seine Gedichte nicht gefielen, gehasset hätte. So bald er nur wirklich merkte, daß jemand seine Gedichte beschwerlich waren, so drang er sie ihm nie auf, so daß, wenn er jemand zur Last fiel, es sicherlich ohne sein Wissen geschah, denn seine Absicht war allemahl, Vergnügen und Zufriedenheit, die er in so großem Maaße in sich selbst fand, durch seine Gedichte auch um sich herum zu verbreiten.

Vierter Abschnitt.

Ein Mann, der sich so wie Sängling auf die Verdienste des schönen Geschlechts verstand, mußte Marianen unter dem übrigen im Hause vorhandenen Frauenzimmer, sehr bald vortheilhaft unterscheiden, zumahl da sie, gleich ihrer Mutter Wilhelmine, bey schwarzen Haaren, die schönsten hellblauen Augen hatte. Es konnte ein solcher Kenner, keine von den übrigen Frauenzimmern mit ihr nur in Vergleichung stellen; denn die Frau von Hohenauf hatte große graue Augen mit langhaarigten Augenbramen, das Kammermädchen besaß ein paar flachgeschlitzte Augen

gen, aus deren Winkeln beständig ein paar matte rothgelbe Augäpfel liebäugelten, die kleinen Fräulein waren noch allzu jung, und die übrigen weiblichen Geschöpfe waren unter der Nothiz eines feinen Mannes wie Säugling. Hiezu kam, daß bey der ersten Unterredung Mariane untrügliche Kennzeichen ihres guten Geschmacks merken ließ, wodurch Säugling Herz bekam, ihr ein Gedicht vorzulesen, welches Mariane mit so großem Beyfalle anhörte, und dessen Schönheiten so fein hervorzuheben wußte, daß das kleine Männchen vor Entzücken ausser sich war.

Dies veranlaßte eine nähere Bekanntschaft, in der Säugling bald Marianens, vor der Frau von Hohenauf bisher so geheim gehaltene, Bibliothek von guten deutschen Büchern entdeckte. Er erstaunte nicht wenig, eine Französin so aufmerksam auf die deutsche Litteratur zu finden. Da er gewohnt war, alles was er sah auf seine kleine Person zurück zu führen, so fiel er schnell darauf, wie möglich es sey, (wenn er, wie er zuverlässig hoffte, unter den guten Dichtern Deutschlands einen Platz verdienen würde,) daß sein Ruhm auch ausser Deutschland sich ausbreiten, daß seine Gedichte ins französische übersezt, und von den Damen an allen Höfen Europens gelesen werden könnten. Er wußte es Marianen Dank, daß sie zuerst eine so
schmei-

schmeichelhafte Hofnung in seiner Seele erregt hatte, und dies zog das Band der angefangenen Bekanntschaft noch fester zusammen.

Mariane, auf ihrer Seite sahe ihn auch gern; denn er war ein feiner und bescheidener junger Mensch, der sie mit den schönen Wissenschaften, zu denen ihr die Neigung mit der Muttermilch war eingeßößt worden, angenehm unterhielt; außerdem war er die erste Mannsperson, der ihr gesagt hatte daß sie schön sey, und daß ihre blauen Augen mit sanfter herzerührender Kraft wirkten, und auch das sitzsamste und philosophischste Frauenzimmer pflegt eine solche Nachricht, auf höchste mit einem kleinen Verweise zu bestrafen.

Die Kenner wollen bemerkt haben, daß die Vereinigung zwischen zwey jungen Personen zweyerley Geschlechts selten ganz stille stehen bleibe, und nicht allein beständig unvermerkt fortzurücken pflege, sondern auch zuweilen, durch einen ganz kleinen Umstand, mit einem so starken Sprunge fortschreite, daß diejenigen, denen das verborgene Ding, das menschliche Herz, nicht genau bekannt ist, glauben, es geschehe durch eine Art von Zauberey. Dies war der Fall mit Säuglingen und Marianen, die bey einer unvermutheten, und dem Anscheine nach, ganz geringen Veranlassung, von einer bloßen Ver-

Erster Theil. N kannts

Kanntschaft und wechselseitigen Hochachtung zur Freundschaft übergiengen.

Es fiel in den Wintermonaten der Geburtstag der Frau von Hohenauf ein. Mariane hatte im Sinne, eine gewisse Absicht durchzusetzen, womit einige Schwierigkeiten verknüpft waren; dies brachte sie, zum erstenmahl in ihrem Leben, auf den Gedanken, ihren Zweck durch einen Umweg zu erreichen, und in dieser Absicht sann sie ein kleines Fest aus, mit dem dieser Geburtstag sollte gefeyert werden. Sie theilte ihre Gedanken Sänglingen als einem Poeten mit, der ganz entzückt darüber war, einen Anlaß zu haben, seine Talente im Dramatischen zu zeigen, da er bisher nichts als kleine Liederchen gemacht hatte. Er machte einen Plan zu einem mythologisch-historischen Schäferspiele von dreyen Personen, der Marianens Beyfall erhielt. Hierauf waren alle insgeheim sehr geschäftig, Sängling, sein Spiel in Verse zu bringen, die Kinder, sie zu lernen, und Mariane, für Fräulein Adelheid die Tracht einer Nymphe, und für die jüngste Fräulein und den kleinen Sohn des Predigers im Dorfe, Schäferkleider zu verfertigen.

Als der Tag erschien, und die zu diesem Geburtstage aus der ganzen umliegenden Gegend zusammengebeten

gebetenen Standespersonen von der Mittagstafel aufgestanden waren, wurden sie unter einem andern Vorwande in das Orangeriehaus geführt. Hier wurden sie durch eine Symphonie überrascht, und der Schauplatz öffnete sich. Er stellte entweder die elisäischen Felder oder die hesperischen Gärten vor, und bestand aus acht großen blühenden und Früchtetragenden Pomeranzenbäumen, die Hinterwand aber war von dem Gärtner mit Wintergrün und Blumenkränzen zusammengesetzt. Die Kinder traten auf, an deren Püke Mariane ihren ganzen Geschmack, und an deren Köpfen Picard seine ganze Kunst erschöpft hatte. Dies machte, daß das Spiel den Beyfall der Frau von Hohenauf erhielt, wozu auch nicht wenig beitragen mochte, daß sie darin als eine Göttin, und ihr Geburtstag als ein Götterfest vorgestellt war.

Die ganze Gesellschaft erteilte einen lauten Beyfall, und da die Kinder nach Endigung des Spiels in ihrem Anzuge vom Theater herabstiegen, wurden sie von jedermann mit Liebkosungen überhäuft. Die Frau von Hohenauf that desgleichen. So wie sie alle Dinge aus ihrem eigenen Gesichtspunkte betrachtete, so konnte sie nicht genug bewundern, wie natürlich der Schäferhabit dem kleinen Pastorsöhne stände, aber sie fand, daß eben diese Art von Kleidung ihr jüng-



stes Fräulein verstellte, ob sie gleich, mit einem gnädigen Kopfsneigen gegen Marianen, bemerkte, daß die Arbeit daran sehr artig wäre. Fräulein Adelheid hingegen in ihrer von Zindel und Glittern glänzenden Nymphentracht hatte ihren ganzen Beyfall. Sie umarmte sie, und spielte mit ihren langgezogenen über den Busen gelegten falschen Locken, die ihr prinzeßinnenmäßig vorkamen.

„Dieser majestätische Anzug schickt sich besser für ein Fräulein deines Standes, sagte sie, als das Schäferkleid deiner Schwester.“

Die kleine Adelheid, die ihrer Schwester den leichteren fliegenden Anzug und die in halb geflochtenen Zöpfen hinterverts herabfallende Locken beneidet hatte, schlug die Augen nieder, und durfte nicht widersprechen.

„Nicht wahr mein Kind, fuhr die Mutter fort, nicht wahr, ein Schmuck von Juwelen, würde dir besser stehen, als dieser schlechte Blumenkranz?“

„Ach mein gnädige Mama, er würde doch nicht so schön riechen als die Blumen.“

„Einfältiges Kind! was ist Geruch gegen Glanz? Du hast gespielt wie ein Engel, ich muß dich dafür belohnen; — eine Zitternadel.“

Hier erinnerte sich die kleine Adelheid einer Rolle, die ihr, ausser der von Säuglingen aufgeschriebe-

schriebenen, von *Marianen* mündlich aufgetragen war.

Es hatte ein armer Pächter eines Bauergruts auf des gnädigen Herrn *Wildbahn* geschossen. Der Jäger hatte ihm das Gewehr weggenommen. Seit sechs Wochen lag er im Gefängnisse, und man machte ihm den Proceß, um ihn an die Karre schmieden zu lassen. Indessen da der Wirth und Versorger des Hauses fehlte, schmachteten seine Frau und fünf Kinder im Elende. Die gutherzige *Mariane* hatte ihnen so gut sie konnte, beygestanden. Sie hätte auch gern für den armen Gefangenen eine Vorbitte eingelegt, aber sie empfand, mit wie weniger Hoffnung des Erfolgs sie dieses wagen dürfte. Sie hatte daher zuerst darauf gedacht, dieses Fest anzustellen, um dabey Gelegenheit zu haben, durch *Fräulein Adelheid*, die der Liebling ihrer Mutter war, die Loslassung des Gefangenen zu bewirken. Sie hatte ihr die Worte in den Mund gelegt, die sie sagen sollte, wenn ihre Aeltern, durch das Vergnügen des Festes in gute Laune gebracht, das Herz dem Mitleid zu öffnen geneigter seyn möchten.

Fräulein Adelheid hatte also kaum gehört, daß sie für ihr Spielen belohnt werden sollte, so ergriff sie diese Gelegenheit begierig, fiel ihrer Mutter zu Füßen und rief aus:

N 3

„Ach gnädige Mama! wenn sie mich belohnen wollen, so lassen Sie mich selbst die Belohnung wählen; Geruhen Sie, mir eine einzige Bitte zu gewähren; schlagen Sie mir nicht ab, was ich Sie bitten will.“

„Was verlangst du, mein Kind? Ich kan dir nichts abschlagen.“

„O meine gnädige Mama! so erbarmen Sie sich einer armen Frau und fünf Kinder, alle noch viel kleiner, viel unerzogener als ich, und die die Hülfe ihres Vaters so nöthig haben. Bitten Sie den gnädigen Papa, daß er den armen Jacob loslasse, der im Gefängnisse liegt; geben Sie das Geld für die Zitternadel die Sie mir zugedacht haben, seiner armen Frau und Kindern.“

„Fräulein,“ sagte die Frau von Hohenauf, mit einem Angesicht voll kalter Würde, — „was geht mich und dich das Diebsgesindel an?“

„Ach gnädige Mama! wenn Sie sehen sollten, wie elend die Leute sind; wie sie an allem Mangel leiden was wir im Ueberflusse haben, wie sie frieren, wie sie hungern, wie drey von den Kindern auf elendem Strohe krank liegen.“

„Mädchen, woher kauft du dies wissen?“

„Ach, ich habe es gesehen, liebste beste Mama, ich habe es selbst gesehen.“

„Geh

„Gesehen? Ich erstaune ganz; wie kommst du
„mit dem Lumpenpacke zusammen, gleich gesteh es
„mir, ich will es wissen.“

Fräulein Adelheid stamlete, und blickte Marianen an, die die Augen niederschlug; die Frau von Hohenauf wiederholte ihren Befehl, und das Fräulein beichtete:

„Ach meine Wamsell hat mich hingeführt. Sie
„glauben nicht, gnädige Mama, wie gut sie ist; sie
„hat die armen Leute schon seit sechs Wochen erhalten,
„daß sie nicht vor Hunger und Frost umgekommen
„sind. Ach ich habe auch gern mein ganzes Spar-
„geld hingegeben, mehr konnte ich nicht, aber Sie
„gnädige Mama, können mehr; Sie können die Kin-
„der glücklich machen, wenn Sie den Vater loslassen.“

„So, Mademoiselle“ sagte die Frau von Hohenauf, indem sie Marianen mit unbeschreiblicher Würde über die linke Achsel ansah, „sie führt meine Fräulein in schöne Gesellschaft, um Lebensart und Monde zu lernen.“

„Ach gnädige Mama —“

„Schweig still, das verstehst du nicht. Dies
„sind Diebe, die deines Vaters Forsten bestohlen ha-
„ben, sie müssen hart gestraft werden, damit sich das
„andere Gesindel daran spiegele.“

St 4

„Ach

„Ach der arme Jacob verspricht Besserung, er
 „will künftig lieber hungern, als Wild schießen. Aber
 „gnädige Mama, die Kinder, die armen kleinen Kin-
 „der hatten nichts zu essen.“

„Schweig! um solch Lumpengefindel mußt du dich
 „nicht bekümmern.“

„Ach liebste Mama! rief Fräulein Adelheid
 „schluchzend, es sind Gottes Geschöpfe, Menschen
 „wie wir, — und unglücklich! —“

„Hi Fräulein! Ist das auch eine von den schö-
 „nen Lehren, die dir deine Mansfeli giebt? Menschen
 „wie du? Du bist von Stande, die Bauern sind
 „weit unter dir; sage mir nicht ein Wort mehr hievon.“

„Ach gnädige Mama! Sie banen ja das Getraide,
 „das wir essen. — Mein Großpapa ist ja auch ein
 „Pächter gewesen, erbarmen Sie sich — Großpapa
 „ist ja auch wohl arm gewesen, ehe er reich ward.“ —

Eine derbe Ohrfeige von der Hand der in äußerste
 Wuth gesetzten Mutter, unterbrach das gute Kind.
 Die Frau von Hohenauf kannte sich beynahe selbst
 nicht vor Zorn. Sie hatte bisher dies wichtige genealo-
 gische Geheimniß jedermann so viel wie immer möglich
 verborgen, und hier ward es öffentlich, in einer groß-
 sen Gesellschaft von thurnier- und stiftsfähigem Adel
 beiderley Geschlechts, ausgeplaudert. Dis war frei-
 lich

sich ein niederschlagender Vorfall, zumahl da in dem Gesichte mancher Umstehenden, denen das Bewußt seyn von sechszehn reinen Quartieren ein gutes Gewissen gab, einige Miene zu spüren waren, die ein wenig Schadenfreude über diese Demüthigung einer mosallirten Familie zu erkennen gaben.

Die Frau von Hohenauf wollte noch eine Minute Contenance halten, und fragte das Fräulein mit zorniger Miene, „wer ihr solch dummes Zeug in „den Kopf gesetzt hätte?“ Das Kind konnte auf wiederholtes Befragen nicht läugnen, daß ihr ihre Mamsell diese Nachricht gegeben. Dies brachte die Frau von Hohenauf aufs neue in Wuth. Sie befohl Marianen, ihr den Augenblick aus den Augen zu gehen, stieß das Fräulein von sich, und würde ihr vielleicht nochmahls übel begegnet haben, wenn sie nicht die umstehende Damen in Schutz genommen, und der Frau von Hohenauf durch allerhand Gründe zugeredet hätten, dem Kinde ein unbedachtames Wort zu vergeben, und einem so vergnügten Tage zu gefallen, vielmehr ihre Bitte zu gewähren. Aber die Frau von Hohenauf ward durch diese Verstellungen sehr wenig besänftigt, ob sie gleich sich zwingen und mit verbissnen Lippen höfliche Antworten geben mußte.

Ende

Endlich wendete sich die Gräfin von * * * die unter den Vorbitterinnen sich am geschäftigsten erwiesen hatte, an den Herrn von Hohenauf, der bey der ganzen Scene noch nicht ein Wort zu äußern sich getrauet hatte: Sie bat ihn, dem Geburtsfeste seiner Gemahlin zu Ehren, den Gefangenen loszulassen.

Der Herr von Hohenauf, mit eiskaltem Schweiß vor der Stirne, konnte mehr nicht, als ein gestammeltes „In der That — — meine gnädige „Gräfin“ — — hervor bringen. Es war ihm wirklich gleich unmöglich, einer Dame von solchem Stande eine so kleine Bitte abzuschlagen, als wider den so ausdrücklich erklärten Willen seiner Gemahlin etwas zu thun.

Die Gräfin, die ihren Mann sogleich übersah, wendete sich abermahl an die Frau von Hohenauf, nahm sie bey der Hand, und sagte mit liebreizender Miene: „Die Götinnen können nicht Rache halten, sondern lieben die Vergebung. Kein Götterfest kan ohne Wohlthun vollbracht werden. Ich fodere den „Gefangenen von Ihnen als ein Desert bey der „Abendtafel, wollen Sie uns ohne Desert lassen nach „Hause fahren?“

Die Frau von Hohenauf hatte unter diesen Worten Zeit gehabt, sich zu besinnen, was der Anstand

erfo-

erforderte. Sie sagte also mit einer etwas gezwungenen verblindlichen Miene: „Sie verlangen von mir eine Sache, wider die ich gar nichts einzuwenden habe, sondern die bloß von dem Herrn von Hohenauf abhängt. Der ist Erb-, Lehns- und Gerichts-Herr“ —

„Nun mein gnädiger Herr von Hohenauf“ — sagte die Gräfinn, indem sie sich zu ihm wendete, „habe ich eine Fehlbitte gethan?“

Dieser, der mit einemmahl wieder tief frische Lust schöpfte, welches er in einer halben Viertelstunde nicht gethan hatte, machte einen sehr tiefen Reverenz, und murmelte einige Worte her, die ob sie gleich unverständlich waren, doch nichts anders als seine Einwilligung bedeuten konnten.

Sobald die Gräfinn davon gewiß war, so riß sie Säuglingen, der über den großen Lärmen voll Todesangst da gestanden hatte, den Hut aus den Händen, warf einige Carolinen hinein, und gab ihn ihm zurück. Dieser, erfreut über den Wink ahnte ihr nach, und ging mit dem Hute in der Hand zu allen anwesenden Gästen, in der ehrenvollen Beschäftigung für bedürftige Unglückliche eine Beysteuer zu sammeln, schämte sich auch nicht, aus Freuden über den glücklichen Ausgang einer Sache, über die ihm von Anfang an das Herz geklopft hatte, manche Thränen fließen

fließen zu lassen, worin ihm die Gräfinn und noch mehrere schöne Augen Gesellschaft leisteten. Indem dieses geschah, führte die Gräfinn die zitternde Fräulein Adelheid zur völligen Versöhnung in ihrer Mutter Umarmung, und erhielt auch mit einiger Mühe, für Marianen die Erlaubniß, daß sie wieder erscheinen, und durch Küßung des Rocks die Frau von Hohen auf um Vergebung bitten durfte, daß sie menschlich gedacht hatte.

Die Gesellschaft gieng darauf in den großen Saal, um sich zum Spiele zu setzen. Säugling aber, der sich ein viel süßeres Vergnügen vorbehalten hatte, schlich nach dem Hinterhose, ließ einen Wagen anspannen, erlösete den ganz betäubten Jacob aus dem Gefängnisse, führte ihn selbst wieder zu seiner bisher verlassenen Familie, und schüttete die ansehnliche Summe, die er für sie gesammelt hatte, in den Schooß der Hausmutter aus, die bey so vielem Glücke das auf so viel Unglück so schnell folgte, vor Freunden stumm war. Er genoß das Glück, das Haus des Elends und des Klagens, in ein Haus der Freude verwandelt zu sehen, genoß den stammelnden Dank des Hausvaters und der Hausmutter, empfand den Druck der kleinen Hände der beiden Kinder, die sich an seine beiden Seiten hiengen und seine Hände mit ihren Thrä-

nen nekten, und neigte sich liebevoll zu den fallenden kleinen Kranken, die von ihren Aeltern ermuntert, von ihrem Strohlager ihre matten Hände empor zu heben suchten, um ihrem Wohltäter zu danken.

Er hätte sehr gern Marianen mitgenommen, um sie diese süße Scene, die Frucht ihrer menschenfreundlichen Anlage mitgenießen zu lassen, wenn er nicht die Denkungsart seiner Tante zu genau gekannt hätte. Er hatte ein für schöne Handlungen empfindliches Herz, und obgleich seine kleine Eigenliebe nicht ermangelte, ihm darüber ein Compliment zu machen, daß durch sein Drama dieser Endzweck erreicht worden: so war er doch durch Marianens großmüthige Gesinnungen, deren ganzes Verdienst um die unglückliche Familie er erst in in seinem ganzen Umfange erfahren hatte, mit so großer Hochachtung gegen sie erfüllt; daß er bey seiner Zurückkunft sogleich in ihr Zimmer stieg, und ihr, nachdem er ihr von seiner kurzen Fahrt Bericht erstattet hatte, alle Lobsprüche sagte die die warme Empfindung einer guten That eingeben kann, daß er sie als die schönste Seele pries, als die Ehre ihres Geschlechts, die ihrer Tugend wegen das glücklichste Schicksal verdiente.

Mariane, von allem Eigendünkel weit entfernt, aber voll von dem heitern Vergnügen, welches ein edel-

edelgesinntes Gemüth beym Wohlthun empfindet, sagte: „Loben Sie mich einer Kleinigkeit wegen nicht „allzusehr. Ich habe nur eine sehr gemeine Pflicht „beobachtet. Oder glauben Sie, daß eine weibliche „Seele nicht so leicht solcher Empfindungen fähig sey, „die billig ein jeder Mensch haben sollte.

Indem sie dieses sagte, warf sie, ohne es selbst zu wissen, auf Säuglingen einen Blick, der seine ganze Seele traf. Diejenigen, auf die jemals ein solcher Blick geworfen worden, versichern, daß er tief empfunden werde, aber daß sich seine Wirkung nicht beschreiben lasse. Der sel. Professor Stiebritz würde ihn vielleicht folgendermaßen definirt haben: „Es sey „ein Blick gewesen, durch welchen auf einmahl Säug- „lings symbolische Kenntniß von Marianens Voll- „kommenheiten, anschauend geworden sey.“ So viel ist gewiß, daß von diesem Augenblicke an, mit seiner Hochachtung für Marianen, eine wahre Freundschaft verknüpft ward. Wann nun, wie man sagt, die Freundschaft zwischen Personen zweyerley Geschlechts, sehr bald einen viel zärtlichern Namen zu verdienen pflegt, so ging in diesem Augenblicke in Säuglings Herzen eine Veränderung vor, deren ganze Wichtigkeit er erst in der Folge spürte.

Fünf:

Fünfter Abschnitt.

Wenige Tage darauf, brachte Säugling ein Gedicht auf die Errettung des armen Pächters zu Stande, welches an Marianen gerichtet war, und worin er ihr Lob sehr klüglich mit dem seinigen verbunden hatte. Mariane las dieses Gedicht mit Wohlgefallen. Es war mit einer Säuglings Leidenschaft sonst ungewohnten Wärme des Herzens geschrieben, womit ihr Herz so sehr sympathisirte. Auch ihr Lob las sie mit einem geheimen Vergnügen. Wenn es einem jungen Frauenzimmer überhaupt leicht zu vergeben war, daß sie sich von einem artigen und witzigen jungen Menschen nicht ungern loben ließ; wie viel eher war ihr dies zu verzeihen, wenn sie fühlte, daß sie mit Wahrheit, und über eine aus der unbescholtensten Neigung fließende That gelobt wurde.

Dies war der Anfang einer nähern Bekanntschaft zwischen beiden. Sie gingen oft, bey den ersten Blicken der Sonne nach dem Winter, im Garten zusammen spazieren. Ihre Lectur war ihnen gemeinschaftlich. Säugling las ihr seine Gedichte vor, hörte mit innerer Zufriedenheit ihren Beifall, und ließ sich auch ihre Verbesserungen, die sie ihm mit größter Bescheidenheit, aber aus der feinsten Empfindung

dung gezogen, zuweilen an die Hand gab, sehr wohl gefallen. Kurz er betrachtete sie als eine Muse, die ihn zu neuem Schwunge seiner Gedichte begeistern konnte, sie ihn aber, als einen angenehmen Gesellschafter, der sie mit Lectur und mit Gesprächen unterhielt, die ihrer Neigung gemäß waren.

Von Anfange an hatten beide bey ihrem vertrauten Umgange, keine andere als diese Absicht. In kurzem aber verlorh sich Sängling, der Marianen beständig mit großer Inbrunst angaffte, und täglich an ihr neue Schönheiten des Körpers und des Geistes entdeckte, ganz in ihre Vollkommenheiten. Er empfand, er wußte nicht was, und betrug sich dabey, er wußte nicht wie. Sein Geist erblickte Mariannes Schönheit, Tugend und Vollkommenheit, im herrlichsten Glanze, und mitten in diesem Anschauen, entdeckte er neue Schönheit, Tugend und Vollkommenheit; so daß er endlich davon ganz geblendet ward. Er ward trübsinnig und ängstlich in seinem Betragen, und weil Mariane, der wahren Ursach unwissend, ihn zuweilen in einem Anfalle von lustiger Laune darüber ein wenig aufzuziehen pflegte, so gerieth er in noch größere Verlegenheit, und traute sich nicht, von seinen Empfindungen nur ein Wörtchen zu sagen. Er nahm seine Zuflucht zur Dichtkunst, und ließ in
die

die Gedichte, die er Marianen vorlas, oder sie selbst lesen ließ, unvermerkt ganz kleine Züge seiner Empfindung einfließen, aber mit so vieler Zurückhaltung, als ein so furchtsamer Mensch, furchtsamer Poet, und furchtsamer Liebhaber, wie er war, nur haben konnte. Mariane las über alle diese feinen Züge mit größter Freymüthigkeit weg, entweder weil sie sie nicht bemerkte, oder nicht zu bemerken Lust hatte. Säugling wußte nicht, was er beginnen sollte, ward noch ängstlicher in seinem Betragen, verehrte Marianen stillschweigend mit doppelter Ehrerbietung, kam allem ihrem Begehren aufs dienstwilligste zuvor, hielt sich sehr belohnt, wenn er einen lächelnden Blick von ihr erhielt, oder in Ermangelung dessen, war es schon Seligkeit, wenn er sie nur sehen, und mit schweigender Zärtlichkeit aus ihren Augen die Nahrung seines Daseyns ziehen konnte.

Es ist leicht zu erachten, daß er alle Gelegenheiten, in Marianens Gesellschaft zu seyn, werde mit Sorgfalt aufgesucht haben, aber er mußte hiebey sehr behutsam zu Werke gehen. Er war mit den Gesinnungen der Frau von Hohenauf so genau bekannt, daß er schon zitterte, wenn er nur daran gedachte, daß sie von seiner Zuneigung zu Marianen etwas merken könnte.

Erster Theil.

O

Ma:



Mariane war ohnedies seit dem unglücklichen Geburtsfeste, ob ihr gleich die Frau von Hohenauf, dem Anscheine nach vergeben hatte, noch in Ungnade. Es halfen keine reichen Garnituren, mit denen sie die Kleider der gnädigen Frau schmückte, kein neuer Kopfsputz nach dem letzten Geschmacke gesteckt, nicht dreysfache Manschetten von den feinsten Drexchen, die ihre kunstreiche Hand, mit Blumen von Kammetuch unterlegt, und mit fünferley Pointstichen durchbrochen hatte. So angenehm auch diese Opfer waren, mit denen Mariane den Zorn der Frau von Hohenauf versöhnen wollte; so schienen doch die Sünden, daß sie den Fräulein die bürgerliche Herkunft ihrer Mutter entdeckt hatte, und daß sie dieselben zu guten Menschen hatte erziehen wollen, ehe sie zu Hofdamen erzogen würden, aus der Classe der unvergeblichen zu seyn.

Die Frau von Hohenauf beobachtete wenigstens seit der Zeit, gegen Marianen eine mehr als gewöhnliche Zurückhaltung, sie wiederholte die weisen Lehren, fleißig gute Romanen zu lesen und den Fräulein das Air allemant abzugewöhnen, noch öfter als vorher. Daß Mariane sich unterstehen könnte, mit den Fräulein deutsche Bücher zu lesen, kam der Frau von Hohenauf so wenig in den Sinn, daß sie nicht

nicht daran dachte, das im Anfange ergangene allgemeine Verbot, abermahls zu wiederholen. Unglücklicherweise aber traf sie einst Fräulein Adelheid mit der Bestimmung des Menschen in der Hand an, die daraus ihrer Hofmeisterinn die menschlichen Erwartungen *) vorlas. Die Frau von Hohenauf, die durchaus nicht wollte, daß ihre Fräulein andere Erwartungen haben sollten, als gepuht, bewundert, angebetet, Hofdamen, reiche und galante Frauen zu werden, confiscirte das Buch, als deutsch, augenblicklich, und nachdem sie eine halbe Viertelstunde lang den Inhalt untersucht hatte, warf sie es mit großem Ungestim in den Camin, als für alle Fräulein, die ihr Glück am Hofe machen wollen, höchst verderblich.

Von diesem Augenblicke an, war das Vertrauen der Frau von Hohenauf zu Marianen so sehr vermindert, daß es jedermann im Hause wahrnahm. Da nun dieses Schloß vollkommen einem Hofe glich, wo dem, der in Ungnade ist, von allen Hofbedienten der Rücken zugekehret ward, so vermieden auch hier alle Hausgenossen Marianen, und Säugling, so sehr sein kleines Herz dadurch gemartert ward, mußte aus Furcht Aufsehen zu erwecken oft die besten

*) Nach der Ausgabe Leipzig 1768. S. 119.

sten Gelegenheiten, sich mit Marianen zu unterhalten, vorbegehen lassen.

Dieser Zwang war ihm so peinlich, daß wenn er sich nicht noch durch Versmachen hätte Lust schaffen können, seine Seele, die ohnedis nicht die stärkste war, unter der Last des Stillschweigens würde unterdrückt worden seyn. Dies Stillschweigen ward ihm täglich unerträglicher, daher nahm er sich vor, es bey der ersten Gelegenheit zu brechen.

An einem der ersten heitern Maytage gieng Mariane Mittags nach Tische in den Garten. Säugling folgte ihr von weitem nach, und als er vom Hause so weit entfernt war, daß er nicht bemerkt zu werden glaubte, eilte er ihr nach, um sie einzuholen. Er sahe dies für die beste Gelegenheit an, seine so lange verschwiegene Liebe zu offenbaren. Sein Herz klopfte ihm über diesem muthigen Vorhaben; je näher er zu ihr kam, desto mehr goß sich ein zärtliches Schaudern durch alle seine Glieder, und da er sie endlich erreichte, und sie stehen blieb um ihn zu bewillkommen, sahe er starr in ihre hellblauen Augen, die Zunge stammelte, der Athem fehlte ihm, und nachdem er anderthalb Minuten stillgeschwiegen hatte, sagte er:

„Es ist heute wirklich recht sehr schönes Wetter!“

„Die

„Die Bemerkung ist eines so wichtigen Kopfes
recht sehr würdig! sagte Mariane lächelnd, Sie
hatten in der That das Ansehen, als ob Sie mir
etwas wichtigeres sagen wollten.

Sängling durch diese Antwort niedergeschlagen,
sah sie abermahls starr an, und schwieg einige Minu-
ten lang stille.

„Aber wie kommt es, fuhr Mariane fort, daß
Sie eine so tragische Physiognomie annehmen? Se-
hen Sie, wie alles um Sie herum erfreut ist. Se-
hen Sie diese blaue Veilchen, wie sie hervorsprossen
und angenehmen Duft verbreiten.“ Hier pflückte sie
einige Veilchen und überreichte sie ihm.

Sängling nahm den Strauß an, betrachtete ihn,
und seufzte.

„Wie sind doch die schönen Geister so nachsinnend?
Mir dünkt ich sehe es an ihren Augen, daß Sie denken:

„Ich sahe den jungen May
Seine Silberlocken
Singen um den Schlaf
Als er vom Himmel fuhr,
Blühten alle Wipfel,
Als er den Boden trat,
Blühten alle Blumen und Hyacinthen im Fußtritt zuck.“)

D 3

Säng.

*) Ramlers lyrische Gedichte, Berlin 1772. S. 266.



Säugling schlug die Augen auf, und antwortete:
 „Ach nein! meine Seele ist zu voll, als daß ich die
 „Schönheiten der Natur empfinden könnte.“

„Ausgenommen die Schönheit des Betters?—“

„Spotten Sie meiner nicht. Bloß weil ich meine
 „innigste Gedanken mich nicht zu sagen getraute,
 „sagte ich etwas ganz gemeines. — Ach *Mariane*
 „Sie haben recht, ich hätte Ihnen etwas viel wichti-
 „gers zu sagen.—“

„Nun so sagen Sie doch an an!—“

„Sehen Sie diese Weilschen, sie sind klein, aber
 „verbreiten süßen Duft, die allgewaltige Kraft der
 „Sonne lockt sie aus der Erde hervor, ohne sie wür-
 „den sie weder blühen noch duften. Ach meine *Ma-*
 „riane! Ich bin dieses Weilschen, Sie sind meine
 „Sonne.“—

Mariane erröthete, und nachdem sie eine halbe
 Minute Luft geschöpft hatte, sagte sie, mit niederge-
 schlagenen Augen: „Sie haben mich für meinen
 „kleinen Scherz doppelt bezahlt; Ich werde mich hü-
 „ten müssen, wieder zu scherzen.“

„O schönste *Mariane*, suchen Sie nicht Scherz
 „aus einer Sache zu machen, die mir so ernsthaft
 „ist. Schon lange hat Sie mein Herz stillschweigend
 „angebetet, aber nun kann ich nicht mehr schweigen.

Ich

„Ich muß Ihnen sagen, was ich für Sie empfinde,
 „daß ich Ihre Schönheit, ihre Tugend verehere, —
 „darf ich es sagen, — daß ich Sie liebe, daß ich nie
 „aufhören werde, Sie zu lieben, daß ich —

„Was höre ich! Sie machen, daß ich mich weg-
 „begeben muß.“ sie trat einen Schritt zurück.

„Grausame! wie können Sie mich verlassen!
 „Mein? in ihren Füßen, wiederhole ich Ihnen, daß
 „Sie meine ganze Seele liebt, daß ich ewig —

„Ich bitte Sie, stehen Sie auf — — —“

„Mein! Ich stehe nicht auf, bis Sie mein Schick-
 „sal bestimmen, bis Sie mir sagen, ob ich hoffen
 „darf von ihnen wieder geliebt zu werden.“ —

„Ich bitte Sie nochmals, stehen Sie auf, was
 „soll man von uns denken, wenn jemand dieses Wes-
 „ges kommt. Sie wissen, daß ich Sie beständig ge-
 „schätzt habe, so wie Sie es auch verdienen — aber
 „Sie wissen auch selbst, unsere beyderseitige Lage ist
 „so beschaffen, daß zwischen uns keine nähere Verbin-
 „dung statt finden kann.“

„Warum nicht? Warum nicht? Lassen Sie mich
 „nur in Ihr Herz sehen, lassen Sie mich erfahren,
 „ob es mich wieder liebt, und alle Schwierigkeiten
 „verschwinden — Sagen Sie, schönste Mariane,
 „ich beschwöre Sie, ob Sie mich hassen können? —



„Stehen Sie doch nur auf — Ich habe Sie nie gehasst.“

„Wie könnten Sie auch ihren zärtlichsten, ihren treuesten Liebhaber hassen! Aber darf ich für die reinsten, für die zärtlichste Liebe, von ihnen Gegenliebe hoffen?“ — Hier küßte er ihr voll Inbrunst die Hand —

Mariane erröthete abermals — „Ich bitte Sie, dringen Sie nicht ferner in mich —“

„Schönste Mariane! Lassen Sie mich mein Schicksal erfahren. Darf ich hoffen, so bin ich der glücklichste Sterbliche. Fragen Sie ihr Herz, lassen Sie mich dessen Empfindungen wissen. Sie seufzen? Wie glücklich wäre ich —“

„Dringen Sie nicht ferner in mich — Mein Herz hat Sie beständig geschätzt aber —“

„O wie glücklich bin ich. Sie lieben mich, Schönste“ — Hier küßte er abermahl ihre Hand. Mariane zog die Hand zurück und richtete ihn auf: —

„Ich bitte Sie, stehen Sie auf, und geben Sie nicht einer wilden Leidenschaft Gehör. In der Hitze derselben denken Sie, was Sie vielleicht bey kälterer Ueberlegung“ —

„Wie! Ich sollte untreu, ich sollte unbeständig seyn? Nein, meine Schönste, bestätigen Sie mir
„nur“

„nur, daß ich Ihre Liebe hoffen darf, und Sie sollen
 „sehen, daß meine Liebe nicht wanken wird, es mag
 „auch geschehen, was da wolle. Die Liebe wird mich
 „den äuffersten Gefahren trogen lehren.“

„Warum wollen Sie aber sich und mich den äuf-
 „ßersten Gefahren bloß geben. Unterdrücken Sie
 „lieber eine Leidenschaft, die Sie und mich nicht glück-
 „lich machen kann. Ich will aufrichtig mit Ihnen
 „reden. Mein Herz hat Sie nie gehasset. Sie ha-
 „ben viel liebenswürdige Eigenschaften, die ich hoch-
 „schätzen muß; aber ich wiederhole es nochmals, ge-
 „hen Sie der Vernunft Gehör, und bedenken Sie,
 „daß unüberwindliche Schwierigkeiten“ —

„O meine Schätze, der Liebe sind keine Schwie-
 „rigkeiten unüberwindlich. Lieben Sie mich nur“ —

„Wir wollen lieber die Schwierigkeiten vermei-
 „den, als sie zu überwinden suchen. Ich schätze Sie
 „aufrichtig hoch; seyn Sie damit zufrieden. Ich
 „werde beständig Ihre wahre Freundin seyn, aber —

Indem sie dieses sagte, trat wieder alles Vermur-
 then hinter einer geschnittenen Hecke die Frau von So-
 henauf hervor, die seit der letzten Entdeckung von
 Marianens deutscher Lectur mißtrauisch, beständig
 alle ihre Schritte beobachtet hatte. Sie schalt ihren
 Neffen heftig aus, wegen seiner niederträchtigen Mei-

gung gegen ein gemeines Mädchen. Der armen Mariane aber machte sie die bittersten Vorwürfe, daß sie einen jungen Menschen von Stande verschleichen wollte, welchen Ausdruck sie oft wiederholte. Sie verbot ihr aufs nachdrücklichste, ihren Neffen je wieder allein zu sehen, und ließ sie auch von der Zeit an nicht einen Augenblick aus den Augen.

Indessen würde ihr freilich diese genaue Aufsicht auf zwei Liebende bald sehr beschwerlich geworden seyn, wenn nicht zweien Tage darauf Hr. Rambold, der Hofmeister den der alte Säugling seinem Sohn sendete, angelanget wäre. Sie säumte also nicht, sondern schickte beide nach ein paar Tagen, auf die Univerſität wohin sie bestimmt waren, und empfahl dem Hofmeister, auf Säuglings Aufführung ein wachsames Auge zu haben.

Der verliebte Säugling war trostlos. Seine Seele schmolz von Zärtlichkeit, aber war auch von Zärtlichkeit so voll, daß kein einziger Gedanken, wie es möglich seyn sollte, sie zu sehen, darin Platz finden konnte. Je mehr er daran dachte, desto unmöglicher schien es ihm. Ihm fiel keines von den sinnreichen Mitteln ein, die die Romanenschreiber unserer lehrbegierigen Jugend so freigebig an die Hand geben. B. D. auf einer Strickleiter ins Fenster zu kriechen;

erleiden; sich in einen Kasten sperren und zu ihr bringen zu lassen; einen doppelten Schlüssel machen zu lassen, um ihre Thüre zu öffnen; ja nicht einmal die einfältigen auch außer Romanen so oft ausgeübten Mittel, das Kammermädchen zu bestechen, oder unter dem Fenster der Schönen hin und her zu spazieren, und so lange zu husten oder zu pfeifen, bis sie am Fenster erscheine. Da ihm also gar kein Mittel in den Sinn kommen wollte, so mußte er mit schwerem Herzen abreisen, ohne seine Geliebte zu sehen und von ihr Abschied zu nehmen.

Als er an den Ort seiner Bestimmung ankam, nahm seine Traurigkeit sehr zu. Er wendete sich zu seiner gewöhnlichen Zuflucht, der Dichtkunst, und schrieb eine Heroide unter dem Namen des Leander an die Hero, in welcher er seinen ganzen zärtlichen Schmerz über die Abwesenheit seiner Geliebten auszudrücken suchte. Nachdem er damit meist fertig war, fiel ihm plötzlich der Gedanken ein, daß er nicht die geringste Hoffnung habe, diese Epistel seiner Geliebten in die Hände zu bringen. Er ging mit dem Papier in der Hand in seinem Zimmer so tieffinnig auf und nieder spazieren, daß er seinen Hofmeister nicht eher erblickte, als bis er vor ihm stand, ihm das Papier aus der Hand nahm, und es lächelnd durchlas.

Sänge



Sängling sank vor Schrecken beynahe nieder, weil er für sich und seine Geliebte aus dieser Entdeckung des Hofmeisters die schlimmsten Folgen befürchtete. Glücklicherweise für ihn, gehörte Rambold nicht zu den mürrischen Hofmeistern die ihrer untergebenen Jugend alles Vergnügen versagen, vielmehr hatte er sehr politisch berechnet, daß ein junger reicher Patricier nur ein oder zwey Jahre auf Universitäten von seiner Aufsicht abhängen, hingegen hernach viel länger, — weil Väter sterblich sind u. s. w., — seines Vermögens genießen, und seinem Hofmeister eine kleine bewiesene Gefälligkeit reichlich vergelten könnte. Anstatt also Sänglingen zu schelten, zog er ihn bloß wegen seiner zuckersüßen Empfindungen ein wenig auf; denn er war ein witziger Kopf, der in den verschiedenen Stationen seines Lebens, die Seele aller Coterrien, Schmäuse und Trinkgesellschaften gewesen war. Endlich um Sänglingen, der noch immer in großer Verlegenheit da stand, gänzlich zu beruhigen, versprach er ihm treuherzig, daß er es selbst seine Sorge seyn lassen wolle, die zärtliche Epistel in Maria's Hände zu bringen. Er sagte ihm auch, wie; nämlich durch Hülfe des Kammermädchens der Frau von Hohenauf, mit der er, während seines zwentzigen Aufenthalts auf dem Gute des Hrn. von Hohenauf

Henauf, eine so vertraute Bekanntschaft gemacht hatte, daß er ihr eine solche Verrichtung gar wohl austragen zu können glaubte.

Unterdeßen, befand sich Mariane in großer Unruhe. Säuglings Zuneigung zu ihr hatte schon lange vorher ehe er sie gestand, ihrer weiblichen Scharfsichtigkeit nicht entgehen können. Sie hatte Wohlgefallen daran gehegt, weil sie sie für die bloße Höflichkeitsbezeugung eines artigen jungen Menschen ansah, ohne zu denken, daß sie sich jemals in eine feurige Liebe verwandeln, oder daß diese Liebe einen tiefen Eindruck auf ihr Herz machen könnte. Als er seine Liebe endlich erklärte, und er zugleich in demselben Augenblicke von ihr getrennet ward, fand sie zwar ihr Herz tief verwundet, glaubte aber, daß dies von ihrer beleidigten Empfindlichkeit, und vom Widerwillen gegen die Härte der Frau von Hohenauf herrühre. Nachdem aber Säugling abgereiset war, und sie in der Hefigkeit ihrer Leidenschaft glaubte, daß sie ihn nie wiedersehen würde, merkte sie endlich, vor sich selbst erröthend, wie sehr sie ihn liebte. Bald war sie sehr zornig, daß er nicht von ihr Abschied genommen hatte, bald entschuldigte sie ihn, und stellte sich vor, wie untröstlich er selber seyn mußte

mußte, und dieses Bild ihrer Einbildungskraft selbst machte ihn ihrem Herzen liebenswürdiger. Jeden Ort wo sie ihn gesehen hatte besuchte sie mit einer zärtlichen Schwermuth, und des Nachts stand sein geliebtes Bild beständig vor ihren Augen.

Einst ergriff sie von ohngefehr die *Lettres d'une Religieuse portugaise*, die sie, auf Befehl, so oft ihren Fräulein ganz ruhig vorgelesen hatte. Sie erstaunte darüber, daß ihr so viel Bilder belebt, so viel Klagen herzerührend, so viel Empfindnisse aus der Seele herausgezogen schienen, über die sie vorher weggelesen hatte. So sehr wahr ist es, daß Bücher voll verliebter Empfindungen, die auf den Weisen und Gleichgültigen wenig Eindruck machen, in ein junges unerfahrenes Herz, das den ersten Eindrücken dieser gefährlichen Leidenschaft offen steht, den süßen Gift weit tiefer hineinstößt als selbst die Reden des Geliebten: weil die erhitze Einbildungskraft, mit ihren eigenen Geschöpfen nach Belieben spielend, die Empfindungen viel reiner inniger und heftiger vorstellt, als sie in der wirklichen Welt seyn können, in der sie durch hundert ganz gemeine gleichgültige Umstände vermischt, seichter gemacht und gemildert werden.

Nun ward dieses Buch Marianens tägliche Lectur. Sie wünschte, daß ihr Säugling solche Briefe
voll

voll Liebe und Beständigkeit schreiben möchte, als der Ritter v. C. und sie versprach sich, daß sie ihm mit eben so viel Inbrunst und Sehnsucht antworten wollte, als die zärtliche Zonne. Sie sah in diesem Briefwechsel eine so anmuthige Beschäftigung voraus, daß sie die Zeit nicht erwarten konnte bis er seinen Anfang nehmen würde. Es waren schon einige Wochen verlaufen, und sie hatte schon alle zärtliche Gründe erschöpft, um das Stillschweigen ihres Geliebten zu entschuldigen, als ihr das Kammermädchen Säuglings Heroide, mit einem prosaischen Briefe begleitet, übergab, worin er alles was er bey ihrer beyderseitigen Trennung empfand, ausgedrückt hatte, und sie beschwor, ihm wenigstens schriftlich zu sagen, daß sie gegen seine Zärtlichkeit nicht unempfindlich sey, wozu er ihr das Kammermädchen als ein sicheres Werkzeug empfahl.

Die verliebte Mariane las beide Sendschreiben mit heftiger Begierde, und überlas sie fünf oder sechsmahl mit noch innigerm Vergnügen. Als sie sich aber niedersetzen wollte, um sie zu beantworten, empfand sie die unaussprechliche Empfindung eines wohlgezogenen Frauenzimmers, die immer mit gewissenhafter Strenge ihre Pflichten beobachtet, und noch nie einen Schritt gethan hat den sie hätte verheelen

heelen dürfen. Sie erröthete und erschrock vor sich selbst. Je mehr sie, in den süßen Vorstellungen ihrer Einbildungskraft, eine Gelegenheit gewünscht hatte die Feder ansehen zu können, um ihre innerste Neigungen auszudrücken, desto mehr sank sie ihr nieder so bald sie sie wirklich ansehen wolte, und je öfter sie es versuchte, desto mehr verlor sie den Muth es zu wagen. Auch half es nichts, daß das Kammermädchen ihr öfters zuredete, ihr auf den Brief eine Antwort zu geben. Vielmehr da das dienstwillige Mädchen, der die feinen Scrupel die Marianens Gemüth beunruhigten in ihrem Leben nie in den Sinn gekommen waren, die ganze Sache sehr auf die leichte Achsel nahm; so konnte dies vielleicht einige widrige Wirkung thun, indem Marianens Delicatesse betrogen ward diese Sache von einer Seite zu betrachten, von der sie bald den Blick wegwandte, aus Furcht allzusehr darüber nachzudenken.

Sechster Abschnitt.

Gäugling war von allem Troste verlassen, als er erfuhr, daß Mariane weder seine Poesie noch seine Prose einer Antwort würdigen wollte. Er hielt sich für den unglücklichsten unter allen Menschen, und

wusste

wusste, da seine Dichtkunst die erwartete Hilfe nicht leistete, nur bloß zu bitteren Thränen seine Zuflucht nehmen. Rambold aber, der zwar weniger Zärtlichkeit, aber etwas mehr Erfahrung besaß, und dem überdies das Kammermädchen in ihrem Antwortschreiben einen gewissen Wink gegeben hatte, that feck den Vorschlag, daß Säugling in seiner Gesellschaft, insgeheim nach dem Gute der Frau von Hohenauß reiten, und Marianen besuchen sollte. Säugling erschrak vor diesem Vorschlage, sowohl wegen dessen Folgen, als wegen der Beschwerlichkeit eines Ritts von fünf Meilen. Rambold aber wusste diese Bedenklichkeiten mit seinem gewöhnlichen Witze lächerlich zu machen, so daß Säugling anfang, diesen Vorschlag nur von der angenehmen Seite zu betrachten, und darin willigte.

Sie ritten also an einem schönen Sommermorgen aus, und Säugling, über seinen eigenen Muth erkaunt, kam sich, nachdem er eine Meile geritten hatte, und die Beschwerlichkeiten der Reise zu empfinden anfieng, als ein anderer Leander vor, der durch die Gefahr der wilden Wellen zu seiner Geliebten Hero eilte. Sie kamen des Abends sehr ermüdet auf einem Vorwerke an, das etwa zweyhundert Schritte von dem Dorfe entlegen war. Des

Erster Theil.

P

andern



andern Morgens sehr früh, ermunterte und ermaunte sich Säugling, seiner Müdigkeit ohnerachtet, und wanderte nach dem herrschaftlichen Garten, in den sie durch eine von dem schlauen Kammermädchen geöffnete Hinterthür traten. Sie führte Säuglingen ferner nach einer etwas abgelegenen grünen Laube, wo Mariane, in der Meynung ganz allein zu seyn, mit süßer Schwermuth Säuglings Heroide las.

Sie that einen lauten Schrey, als sie ihn erblickte, und wollte fortellen. Es war aber ein Glück, daß ihr ihre Füße diesen Dienst versagten, denn der zitternde Säugling war selbst in so großer Verlegenheit, daß er schwerlich so viel Besonnenheit gehabt haben würde, sie zurück zu halten. Er stand mit herunterhangenden Händen, wie ein stummes Bild da, und es währte einige Minuten, ehe er mit stahlender Zunge eine Entschuldigung seiner Verwegenheit vorbrachte. Da er in Marianens Augen, auf die er seinen Blick unverwendet heftete, keinen Zorn wahrnahm, so faßte er das Herz, sich ihr zu Füßen zu werfen, ihr nochmals die ganze Innigkeit seiner Liebe zu entdecken, und sie um Gegenliebe anzuflehen. Mariane wolte noch zurückhalten, aber sie konnte ihrer innern Zärtlichkeit selbst nicht Widerstand thun, und entdeckte, unter sanftem Erröthen, alles was sie für

für ihn fühlte. Sängling glaubte in den dritten Himmel versetzt zu seyn, dankte ihr mit den herzrührendsten Ausdrücken, und beide schworen sich eine unverbrüchliche Treue und Zärtlichkeit.

Sie hatten sich so viel zu sagen, daß einige Stunden vergiengen, ehe sie voneinander schieden. Die Wollust dieser Unterredung war zu groß, als daß nicht noch mehrere gleich geheime Zusammenkünfte auf diese hätten folgen sollen, in denen beide Liebenden ihre Herzen aufs genaueste mit einander vereinigten, und den süßesten Reiz darin fanden, daß sie alles Widerstandes ohngeachtet, sich ewig lieben wollten.

Indessen hatte die Frau von Hohenauf insgeheim erfahren, daß Mariane täglich sehr früh aufstände, in den Garten gieng, und sich daselbst einige Stunden aufhielt. Sie gieng ihr eines Tages, ohne die wahre Ursach nur im geringsten zu vermuthen, nach, und behorchte das verliebte Paar, als sie eben in der zärtlichsten Unterredung waren. Sie kannte sich selbst nicht, vor heftiger Wuth. Sie fuhr wie eine Furie auf die arme Mariane los, belegte sie mit den schimpflichsten Namen, stieß sie aus der Laube heraus, und indem sie dem ganz erschrockenen Sängling, der wie eine unbewegliche Bildsäule da stand, zuschrie, daß sie seinem Vater seine abscheuliche Bosheit



heit melden werde, und daß er ihr nimmermehr wieder vor die Augen kommen sollte, so schleppte sie die halbtodte Mariane nach dem Hause zu.

Säugling stand noch einige Zeit in zitternder Unthätigkeit, bis er sich endlich besann, daß es am besten seyn werde, wegzugehen. Er fand aber zu seinem großen Erschrecken die Hinterthür des Gartens verschlossen. Rambold, der sich mit dem Kammermädchen, in einem dreißig Schritte hinter der Laube belegenen ziemlich dichten Gebüsch befand, vielleicht um ihr ein Kapitel aus dem vierten Bande der Insel Felsenburg zu erklären, war bey dem ersten Lärmen davongelaufen, und hatte in der Eil die Thüre hinter sich zugeschlagen, und das Kammermädchen war, durch ihr wohlbekannte Nebengänge, nach dem Hause zu gelaufen. Der arme Säugling, der sich also allein und eingeschlossen sah, wußte nicht, was er vor Angst beginnen sollte. Er sah für sich gar keinen Ausgang; denn über die Mauer zu steigen, ob sie gleich nicht sehr hoch war, war für ihn eine unmögliche Sache, er fieng also an, für sein Leben zu zittern, als wenn er in der Gewalt seines ärgsten Feindes gewesen wäre. Nachdem er aber eine Viertelstunde im Garten in der Irre gelaufen war, fiel ihm endlich ein, daß die große Gartenthüre offen seyn

seyn werde. Sie war es auch wirklich, und er gieng, obgleich mit Zittern und Zagen, dennoch ohne von jemand bemerkt zu werden, durch den Hof und durch das Haus, auf die freye Strasse des Dorfs.

Er eilte nun mit verdoppelten Schritten nach dem Vorwerke, wo er die Pferde schon gesattelt und Rambolden seiner erwartend antraf. Sie setzten sich sogleich zu Pferde, Säugling in der größten Traurigkeit, die ihn Rambolds Lustigkeit weder zu mildern, noch dessen Schrauberey zu verbergen bewegen konnte. Sie brachten auf der Zurückreise zweeen Tage zu, demohnerachtet legte sich Säugling sogleich bey der Ankunft ins Bette, um sich theils von einem Fieber, welches die Gemüthsbewegung, theils von einigen andern kleinen Beschwerlichkeiten, welche die Strapazen der Reise, seinem zarten Körper zugezogen hatten, heilen zu lassen.

Der unglücklichen Mariane, ward von der Frau von Hohenauf mit der äußersten Härte begegnet. Keine Entschuldigung ward angenommen, die Schimpflichsten Vorwürfe wurden nicht gespart. Sie wäre sogleich auf die Strasse geworfen worden, wenn nicht zu befürchten gewesen wäre, daß Säugling, durch ihr Unglück, noch näher mit ihr verbunden werden möchte. Sie ward also eingesperrt, bis sich eine Gelegenheit fände, sie gänzlich wegzuschaffen.

Die Fr. von Hohenauf besann sich, daß die Gräfinn von *** bey ihrer Anwesenheit, im Discurse beyläufig geäußert hatte, sie wünschte eine Person von guter Aufführung und von Talenten um sich zu haben, die ihr Gesellschaft



gesellschaft leisten, und ihr vorlesen könnte. Die Gräfinn, obgleich aus einem der ältesten Geschlechter, und unter der Pracht und den Lustbarkeiten des Hofes erzogen, schätzte Verdienst mehr als Adel, und die Schönheiten der Natur und eine in der Stille wohlverbrachte Zeit mehr, als den glänzendesten Pomp. Diese Neigungen der Gräfinn von *** waren den Neigungen der Frau von Hohenauf, so schnurgerade zuwider, daß zwischen ihnen mancher Wortwechsel darüber entstanden war, und daß die letztere die erstere — wie es immer zu geschehen pflegt, wenn ein Thor gegen einen Klugen Unrecht hat — herzlich zu haßen anfieng, ob sie gleich freilich, dem Wohlstande gemäß, eine Dame von diesem Range äußerlich mit den größten Freundschaftsbezeugungen überhäufte.

„Ha! sagte die Frau von Hohenauf für diesen „Zieraffen wird die schöne Mariana eine würdige Gesellschaft seyn.“ Hierzu kam, daß die Güter der Gräfinn an fünf und zwanzig Meilen entlegen waren, indem sie zur Zeit des Geburtsfestes, nur um eine Verwandtin zu besuchen, in diese Gegend gekommen war. Die Frau von Hohenauf schrieb also an die Gräfinn, und schlug ihr Marianen zur Gesellschafterin vor, doch ohne die wahre Ursach dieses Vorschlags im geringsten zu erwähnen. Die Gräfinn, welche sich Marianens Betragen gegen den armen Pächter noch mit Vergnügen erinnerte, antwortete nach Wunsch.

Nun trat die Frau von Hohenauf in Marianens Gefängniß, zwang sich zu einer Freundlichkeit, die

die ihr gar nicht von Herzen gieng, stellte ihr die un-
 verbiente Gnade vor, daß sie ihr, anstatt sie zu stra-
 fen, einen so guten Platz verschafft habe, versicherte,
 daß sie alles vergangene vergessen wolle, verlangte
 aber auch, daß Mariane alle Verbindung mit
 Säuglingen aufheben, ja ihm nie ihren Aufent-
 halt melden sollte.

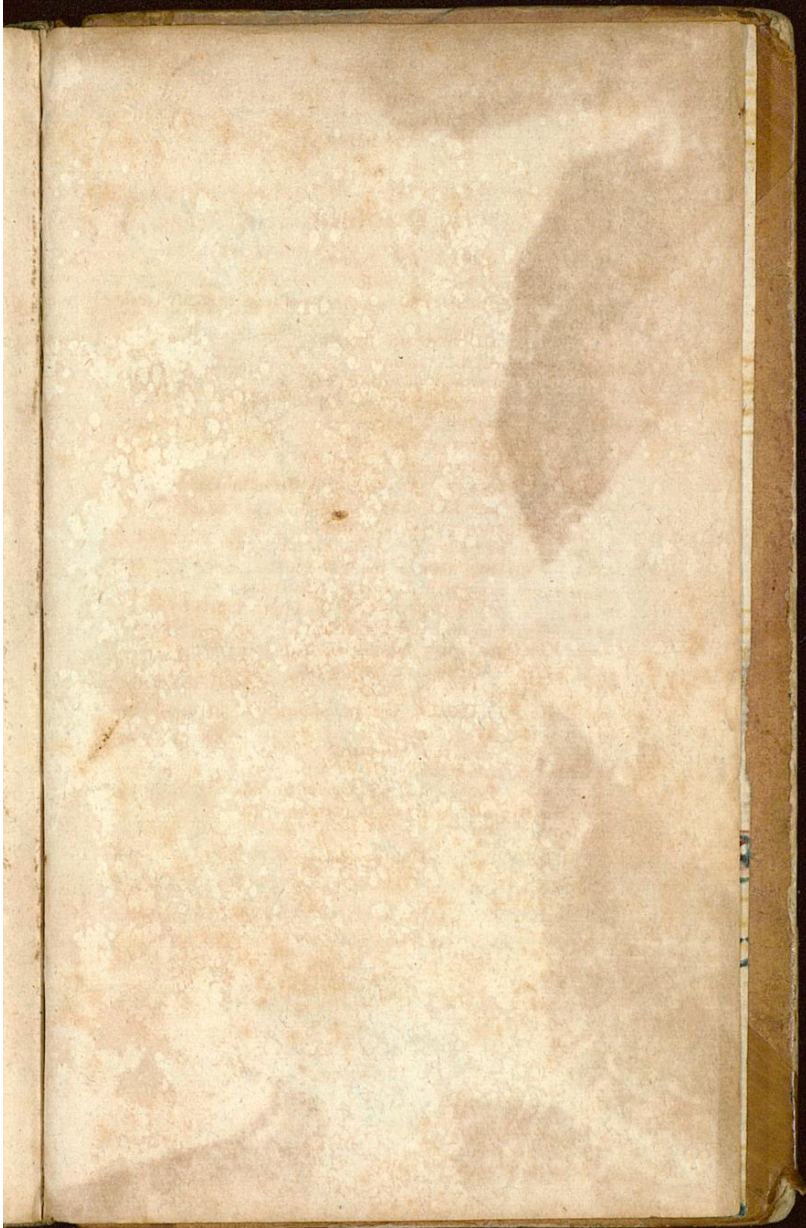
Mariane, die einige Wochen, in großer Ver-
 legenheit über ihr ighes und künftiges Schicksal, zuge-
 bracht hatte, war sehr erfreut, daß es eine so glück-
 liche Wendung nahm. Sie hatte die vortreflichen
 Gesinnungen der Gräfinn, bey derselben Anwesenheit,
 kennen lernen, und sahe also sehr wohl ein, daß der
 Vorfall mit Säuglingen, derselben Zutrauen zu ihr
 mindern könnte. Sie versprach also mehr als ver-
 langt wurde, nämlich niemand, wer es auch sey,
 das geringste von der Sache zu entdecken, ja sie ver-
 sprach sich selbst, wenn sie von Säuglingen nichts
 mehr hörte, ihn ganz zu vergessen, und hofte da-
 durch wieder in den ruhigen selbstgenügsamen Zustand
 zurück zu kommen, in dem sie war, ehe sie die Wir-
 kungen dieser unglücklichen Liebe erfuhr.

Um jedermann den Ort ihres künftigen Aufent-
 halts zu verbergen, ließ sie die Frau von Zohenauf
 des Nachts, mit Postpferden, nach einer nicht weit
 von den Gütern der Gräfinn gelegenen Stadt bringen,
 von dannen sie die Gräfinn in einem Wagen
 abholen ließ.

Ende des dritten Buchs.

Druckfehler.

- S. 7. 3. 12. Bauren lies Bauern.
 — 11. — 16. die viele, l. viele.
 — 12. — 1. verwiesene französische, l. verwiesenen französischen.
 — 15. — 21. muthwillige, l. muthwilligen.
 — 17. — 22. nach Amt, ein Comma.
 — 19. — 1. ihren, l. ihrem.
 — 2. Kinder, l. Kinder an Alter.
 — 15. — 11. blühendenden, l. blühenden.
 — 28. — 3. weniger, l. weniger sie.
 — 33. — 14. für den, l. vor dem.
 — 34. — 12. bedauere, l. bedauerre.
 — 37. — 3. von unten: florentischen, l. florentinischen.
 — 39. — 14. nach Ton, ein Comma.
 — 40. — 12. anwesende, l. anwesenden.
 — 44. — 4. von unten: nach Wasser, ein Punkt.
 — 45. — 9. Abwesenden, l. Anwesenden.
 — 47. — 10. arme verirrte, l. armen verirrten.
 — 48. — 8. mächtige Patronen, l. mächtigen Patrone.
 — 68. — 5. von unten: vor, l. von.
 — 71. — 12. Bauern, l. Bauer.
 — 86. — 11. dickschälte, l. dickschälige.
 — 93. — 8. wenn, l. wenn ich.
 — 103. — 14. theologische, l. theologischen.
 — 123. — 8. den, l. dem.
 — 12. Gelehrte, l. Gelehrten.
 — 156. — 13. daß, l. daß.
 — 184. — 11. wohl ausständig, l. wohlstanständig.
 — 224. — 9. zuredete, ihr auf, l. zuredete, auf.



Farbkarte #13

Cyan

Green

Yellow

Red

Magenta

White

3/Color

Black

B.I.C.

